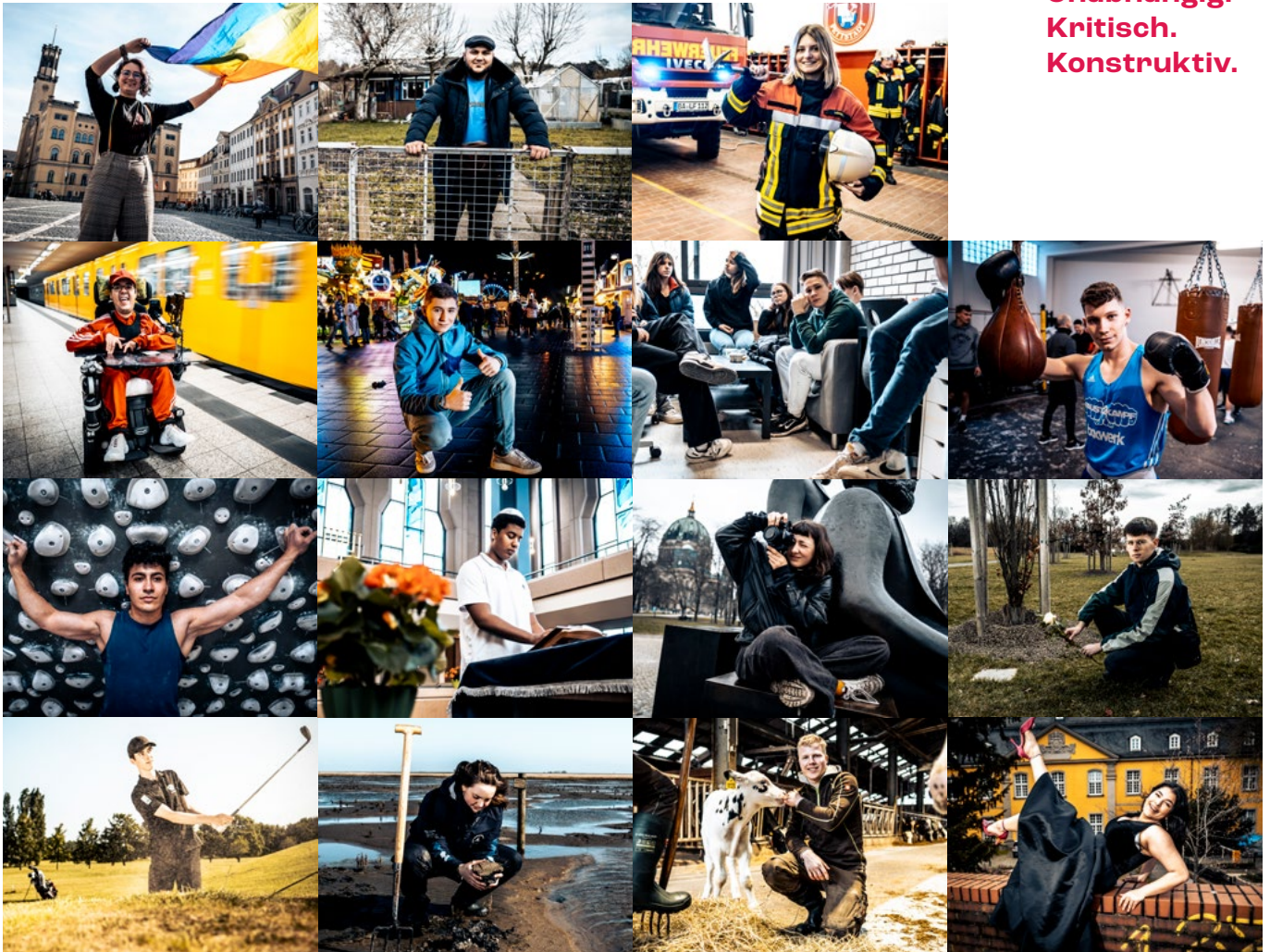


MUT

Magazin
für Lösungen
№ 08/2023

Unabhängig.
Kritisch.
Konstruktiv.



Wir sind Deutschland

*Wie engagieren sich junge Leute für ihr Land?
Eine Reise durch die Republik.*

Liebe Leserinnen und Leser,

MY STYLE.
MY STATEMENT.

GERARD BUTLER'S CHOICE.

OLYMP

Foto + Titelfotos: Rainer Kwitek



Uschi Entenmann
Chefredakteurin

meine Tochter Clara war siebzehn, als vierzig Familien aus Syrien in unserem Heimatort Endersbach eine Zuflucht fanden. Als sie hörte, dass darunter viele Kinder waren, trug sie sich in die Helferliste ein. Sie spielte und bastelte mit ihnen und freute sich, dass die Kleinen so schnell Worte auf Deutsch lernten. Was sie dabei erfuhr, war jedoch oft nicht erfreulich. Immer wieder war von Bomben und Tod die Rede: „Haus puffpuff kaputt und Bruder tot“, radebrechte der achtjährige Taim. Ein traumatisches Erlebnis von vielen, über das Clara daheim berichtete, einmal unter Tränen der Wut. Anlass war ein Wahlplakat in der Nachbarschaft mit dem Spruch: „Sichere Grenzen statt grenzenloser Kriminalität!“

Seitdem hat sich Clara immer wieder in den Weg gestellt, wo sie Unrecht entdeckte, sei's im Hambacher Forst oder anderswo. An sie und viele junge Menschen, die sich für unser Gemeinwohl engagieren, musste ich denken, als wir das Thema für diese Ausgabe festlegten.

Der US-Präsident John F. Kennedy hat vor sechzig Jahren gesagt: Fragt nicht, was euer Land für euch tun kann – fragt, was ihr für euer Land tun könnt.

Antworten darauf zu erhalten scheint mir dringender denn je. Im Angesicht von Klimawandel und Krieg

flüchtet ein Großteil aller Deutschen vor der Wirklichkeit, so hat eine aktuelle Umfrage des Kölner Rheingold Instituts die Stimmung in Deutschland erfasst. Mehr als neunzig Prozent aller Befragten in Ost und West gaben an, ihr Zuhause als eine Art Wohlfühl-Oase und sicheren Rückzugsort zu gestalten.

Den Kopf einziehen und Augen schließen, wenn zu viel Ungemach auf uns einströmt, wem von uns ist diese Reaktion fremd? Mir jedenfalls nicht. Umso überraschter war ich, dass unsere Reporterteams überall in Deutschland auf eine Menge junger Menschen trafen, denen das Sofa daheim nicht genug ist. Darunter erstaunliche Persönlichkeiten wie den erst fünfzehnjährigen Quentin Gärtner, der in Stuttgart vor 30.000 Menschen härtere Maßnahmen gegen die Klimakrise forderte. Ähnlich unerschrocken agiert Nathalia Neumann, 20, die sich als „links und lesbisch“ bezeichnet und für Toleranz und ein Jugendparlament in ihrer Heimatstadt Zittau kämpft. Ebenso Jakob Springfeld, 21, aus Zwickau, der schon mal mit Böllern beworfen wird, wenn er gegen Rassismus und Rechtsradikale wettert – und das im deutschen Osten, wo sich laut Umfrage der Uni Leipzig jeder Zweite „eine einzige starke Partei wünscht, die die Volksgemeinschaft verkörpert“.

Dass sich der Begriff einer Volksgemeinschaft auch anders interpretieren lässt, davon überzeugten mich die vier jungen Bundeswehrgrenadiere, die auf einem Natomanöver in Litauen den Ernstfall üben, bereit, ihr Leben für unsere Demokratie und Freiheit einzusetzen.

Seit fast achtzig Jahren herrscht Frieden in Deutschland. All diese jungen Menschen lassen hoffen, dass es so bleibt.

Ihre
Uschi Entenmann

18 Tageszeitungen legen unser MUT-Magazin bei. Deren Interesse zeigt, wie groß das Bedürfnis nach Orientierung ist. Denn in MUT prangern wir nicht nur Missstände an und lassen dann die Leser und Leserinnen alleine. Wir suchen nach Antworten und Perspektiven. Wir, das sind Autorinnen und Fotografen um die unabhängige Reportergemeinschaft Zeitenspiegel. Uns eint die Neugier auf spannende Themen und die Leidenschaft der Recherche. MUT soll Mut machen.



06

ENGAGIERTE JUGEND:
„Das Gefühl, etwas zu bewirken, treibt mich an.“ Die Pädagogik-Studentin Nathalie Neumann schwingt die Fahne und fordert für Zittau ein Jugendparlament, das im Rathaus tagt.



26

EINE FRAGE DES GEWISSENS:
In einem Hamburger Altersheim schneidet Dieter Walch (rechts) einem alten Mann die Fußnägel. Ein Foto von 1972. Der Zivildienst hat Walch geprägt. Zeit seines Lebens ist er Idealist geblieben und hat sich für die Gesellschaft engagiert.

06 Stimmen und Stimmungen
Wie denken und fühlen junge Menschen in Krisenzeiten? MUT-Reporter sind durch Deutschland gereist. 15 Interviews.

24 Engagieren – schon! Aber bitte nicht zu sehr
Unser Kolumnist Holger Gertz wünscht sich in der Klimakrise Vermittler, Moderatoren, Schlichter. Es ist nur niemand in Sicht.

26 „Der Drückeberger“
„Die Drückeberger“ – so nannte man die jungen Männer damals, nur weil sie ihr Recht wahrnahmen, den Kriegsdienst zu verweigern. Der „Zivi“ Dieter Walch erzählt von einer alpträumerhaften Zeit, von Demütigungen und Schikanen.

30 Was Emil lächeln lässt
Ein Tag im Leben einer jungen Frau, die Schwerbehinderte betreut und sagt: „Jeder Mensch ist gleich viel wert. Jeder auf seine Art.“

Fotos: Raimen Kwirotek; Michael Penner; Uli Reinhardt; Christoph Püschner



30

FREIWILLIGES SOZIALES JAHR:
„Der Emil war mein erster Pflegefall. Vielleicht ist er mir deshalb besonders nah.“ Bastelstunde im Stuttgarter Raphaelhaus. Lara Steuck, die dort ihr freiwilliges soziales Jahr macht, albert mit ihrem Lieblingspatienten herum.

34 Blick in die Welt
Wie halten es andere Länder mit Wehrdienst und Sozialpflicht?

38 „Töten wollen wir vermeiden“
Das Manöver „Iron Wolf“ im Baltikum. Vier junge Soldaten der Bundeswehr proben hier ganz nahe der russisch-ukrainischen Front den Ernstfall. Im Schützenpanzer Marder. MUT-Reporter haben sie begleitet.

44 Geschichte der Bundeswehr
Von der Hitlerarmee zum Staatsbürger in Uniform.

46 Brauchen wir wieder eine Wehrpflicht?
Acht Standpunkte berühmter Menschen, die polarisieren.

48 Helfen – unbedingt! Wenn auch nur für einen Tag
So wie MUT-Reporterin Ulrike Posche. Sie sah im Ahrtal Leid und Zerstörung, erlebte aber auch Mitgefühl und Hilfsbereitschaft.



38

BEREIT FÜR DEN ERNSTFALL:
Seit zwei Jahren sind vier Soldaten in ihrem Schützenpanzer zusammen und üben die Verteidigung ihres Landes. Sie sind miteinander vertraut. Wenn sich die Luke des Marders schließt, ist auch ihr Major nur noch der „Robert“.

03 Editorial

50 Impressum

51 Partner

Parzival Rau Freiherr von Nagell, 20, bringt Kindern das Boxen bei. Er sagt:

„Es gibt keinen Menschen, den ich so geliebt und so gefürchtet habe wie meinen Vater. Er war Fallschirmjäger und Major. Sein Ton war hart, und er hat auch zu Hause durchgegriffen. Ich selbst wurde in meiner Jugend extrem aggressiv. Ein paar-mal musste die Polizei eingreifen, mehrmals wechselte ich die Schule.“

Ich war 15, als er starb. Ich zog zu meiner Tante. Als sie und ihr Mann merkten, dass ich die Schule schwänzte und kiffte, schickten sie mich zum Sport. Bei Mcfit boxte ich gegen einen, er prügelte mich windelweich. Ich dachte danach: „Alter, das will ich auch so gut können!“

Beim Box-Training lernte ich, Emotionen zu kontrollieren und viel über Respekt. Selbst wenn

man sich auf die Fresse haut, gibt man sich danach die Hand. Um solche Erfahrungen zu sammeln, fänd ich's gut, wenn in den Schulen Selbstverteidigung unterrichtet würde.

Gäbe es in Deutschland noch eine Wehrpflicht, hätte ich damit kein Problem. Im Notfall würde ich auch für mein Land in den Krieg ziehen und meine Familie und die Gesellschaft verteidigen. Auch wenn in Deutschland vieles nicht rund läuft, lohnt es sich, unsere Demokratie und das Sozialsystem zu schützen.

Ich glaube, ein Problem in Deutschland ist die fehlende Kommunikation. Eltern reden nicht mit ihren Kindern, Kinder nicht mit ihren Eltern. Lehrer nicht mit ihren Schülern, ein politisches Lager nicht mit dem anderen. Inzwischen bin ich Boxlehrer und versuche schon beim Kindertraining, meinen Schülern beizubringen, offen miteinander umzugehen. Wenn ich sie erreichen kann, eine Entwicklung im Boxen und auch menschlich sehe, macht mich das stolz.“ ■

„Ich würde meine Familie und die Gesellschaft verteidigen.“

Wie denken und fühlen junge Menschen in Krisenzeiten? MUT-Reporter sind durch Deutschland gereist, haben Stimmen und Stimmungen gesammelt. 15 Interviews.

TEXTE **RIKE UHLENKAMP**
FOTOS **RAINER KWIOTEK**



„Ist man in der Feuerwehr, baut man keinen Scheiß.“



Alicia Werner, 20, engagiert sich bei der Freiwilligen Feuerwehr Pettstadt bei Bamberg.

„Ich finde, jeder junge Mensch sollte nach der Schule ein Pflichtjahr machen. Das verschafft ihm die Chance, auf eigenen Füßen zu stehen, und hilft einzuschätzen, wo er später beruflich hingehört. Vielleicht gefällt ihm die Bundeswehr mega gut oder ein sozialer Beruf. Ich glaube, einige würden sich dann später auch für ein Ehrenamt entscheiden. Zum Beispiel für eines in der Feuerwehr.“

Ich bin dabei, seit ich denken kann. Mein Vater hat die Jugendfeuerwehr geleitet und mich immer mitgenommen. Heute betreue ich selbst unseren Nachwuchs. Das macht Riesenspaß. Wir üben, wie man sich im Ernstfall einsetzt und dabei selbst

schützt, zündeln auch schon mal ein Feuer, das fachgerecht gelöscht werden muss, und zeigen, wie man Menschen aus einem Unfallauto rettet. Es ist cool, dass ich mein Wissen und meine Erfahrung weitergeben kann. Ich versuche, Vorbild für die Jüngeren zu sein, ihnen auch eine gewisse Haltung beizubringen: Ist man in der Feuerwehr, baut man keinen Scheiß.

Wenn ich mir die Uniform anziehe, fühle ich mich stärker. Ich bin stolz, zu dieser Gruppe zu gehören. Bei ihr finde ich Halt. Ich kann mich auf jeden verlassen, denn die Solidarität ist groß.

Dieser Zusammenhalt fehlt oft in Deutschland. Manchmal denke ich, es wäre toll, wenn die Menschen mehr füreinander einstünden, wie in der Kleinstadt, in der ich seit meiner Geburt lebe. Irgendwann werde ich mir hier ein Haus kaufen – und meine Kinder natürlich mit zur Feuerwehr nehmen. Mit der Familie im Rücken fällt ein Ehrenamt leichter.“ ■



„Viele Ältere meinen, Klimawandel sei nicht ihr Ding. Wie ignorant!“

Quentin Gärtner, 15, ist Schüler der 10. Klasse am Salier-Schulzentrum in Waiblingen.

„Mein Traum? Bundeskanzler will ich werden!“

Ich bin eine Rampensau, und wer wie ich hoch hinaus will, träumt nicht gerade von Kommunalpolitik. Ich war schon früh politisch interessiert, doch kritisch hinterfragt habe ich nicht wirklich. Alles, was meine Eltern gesagt haben, war wie von Gott gegeben. Mit zwölf habe ich mich von ihren konservativen Ansichten emanzipiert.

Viele Ältere meinen, Klimawandel sei nicht ihr Ding. Wie ignorant! Wer ist denn verantwortlich? Wenn ich die Macht hätte, würde ich ein echtes Klimapaket schnüren und kein Päckchen wie bisher. Das habe ich auch in meiner Rede auf einer Friday-for-Future-Demo in Stuttgart vor 30.000 Menschen gefordert. Dazu gehört, dass wir erneuerbare Energien viel stärker ausbauen, Inlandsflüge verbie-

ten und in die Bahn statt in Autobahnen investieren. Was viele nicht verstehen: Unsere Wirtschaft ist abhängig von einem stabilen Klima. Jeden Cent, den wir jetzt nicht in Klimaschutz investieren, werden wir in wenigen Jahrzehnten teuer bezahlen.

Ein anderes Thema, das mich bewegt, ist die Krise an unseren Schulen: veraltete Lehrpläne, kaputte Klassenzimmer, Lehrermangel. Außerdem muss der Unterricht digitaler werden. Die Möglichkeiten, sich über das Internet zu bilden, sind unbegrenzt. Auf YouTube gibt es ganze Vorlesungen von Universitäten wie Harvard. Bei Wikipedia kann ich mich immer weiter reinklicken, tiefer einsteigen.

Andererseits habe ich Angst vor Künstlicher Intelligenz. Ich bin damit aufgewachsen, dass Intelligenz mein Vorteil ist. Aber durch KI verliert sie doch an Wert. Das bedroht mich. Einen IQ-Test will ich nicht machen. Könnte sein, dass ich doch dumm oder nur Durchschnitt bin. Da gehe ich lieber zur Uni. Neben der Schule studiere ich da jetzt schon technische Biologie.“ ■



„Die Politik hat’s verbockt. Jetzt schieben sie die Verantwortung ab.“



Elisa Draht, 19, arbeitet in Berlin an einer Bewerbungsmappe für ihr Studium. Sie möchte Fotografin werden.

„Wo man hinguckt, läuft es scheiße: Krieg und Krisen. Doch dass über ein soziales Pflichtjahr diskutiert wird, find ich bescheuert! Und über Wehrpflicht sowieso: Junge Menschen zwingen, für ihr Land zu sterben, ist nicht gerechtfertigt.“

Ich will mit meinen Bildern etwas bewegen. Zum Beispiel für Obdachlose, die ich freiwillig be-

gleite und dabei ihr Umfeld dokumentiere. Viele schauen im Alltag weg oder die Menschen angeekelt an. Dass sie viel lesen, Bücher bei sich tragen, das denken die meisten nicht.

Schon dreist, dass die Politik, die es verbockt hat, die Verantwortung für sie auf Ehrenamtliche schieben will! Die Politiker sollten stattdessen dafür sorgen, dass keiner mehr auf der Straße steht und Pflegekräfte anständig bezahlt werden.

Wer in Kliniken und Altersheimen die Lücken mit Jugendlichen stopft, sorgt dafür, dass sich nichts am kaputten System ändert.“ ■



„Ich will Menschen ermutigen. Egal ob sie blind sind oder im Rollstuhl sitzen.“



Belal Mahmoud, 24, leidet an Muskeldystrophie. In seinen Songs rappt sich der Berliner seinen Frust von der Seele.

„Jemand wie ich, der im Rolli sitzt, hat’s schwer. Bordsteine sind oft zu hoch, Aufzüge immer mal wieder defekt und Abstände zwischen Waggons und Bahnsteigen manchmal gefährlich groß. Das regt mich auf!“

Doch statt mich endlos zu ärgern, rappe ich lieber, schreibe Songs über Dinge, die mir nahegehen: Corona oder wie ich an Berliner Bahnhöfen strande. Ich will Menschen ermutigen und zeigen, dass sie viel erreichen können, egal ob sie gesund oder blind sind oder im Rollstuhl sitzen. Ich möchte Vorbild

sein! Statt wie andere Rapper, beleidige ich niemanden. Ich mag es, mit meinen Songs Geschichten zu erzählen. Ich singe über meinen Alltag.

Meine Videos und Songs bringe ich auf TikTok und Instagram. Oder ich trete bei Stadtfesten und Weihnachtfeiern auf. Dieses Jahr war ich schon im Fernsehen zu sehen, bei der Casting-Show „Deutschland sucht den Superstar“. War ein tolles Erlebnis, dass ich wie alle anderen mitmachen konnte, obwohl ich noch nie laufen konnte und meine Muskeln schwinden.

Neben der Musik arbeite ich in einer Fördergruppe: Wir bauen Vogelhäuser, stellen Kerzen und Schmuck her. Ich mag die Gemeinschaft dort, aber am liebsten würde ich was machen, wo Menschen mit und ohne Behinderung zusammenarbeiten. Im Kopf bin ich ja fit.“ ■



„Deutscher oder Syrer – Hauptsache, ich bin Mensch.“



Miral Tahir, 20, floh mit seiner Familie aus Nordsyrien nach Deutschland. In Bremen macht er heute eine Ausbildung als Metallbauer.

„Zu sehen, wie Familien die Ukraine verlassen müssen, macht mich traurig. Ich weiß, wie sie sich fühlen.

Ich war zwölf, als ich mit meinen Eltern und meiner Schwester über die Türkei, Griechenland und sieben andere Länder fliehen musste. Meist zu Fuß. Zwei Monate waren wir unterwegs.

In Bremen anzukommen war, wie ein zweites Mal geboren werden. Alles war neu: die Stadt, die

Menschen, die Kultur. Der Jugendclub in der Nachbarschaft wurde mein Zuhause. Nicole, eine der Leiterinnen (Foto links), ist bis heute wie eine Mutter für mich. Sie hat mir zugehört, mit mir Billard gezockt, bei meiner Bewerbung geholfen.

Ich geh nicht nach Syrien zurück. Dort würden sie mich ins Militär stecken. Deutschland ist meine Heimat geworden. Aber es macht für mich keinen Unterschied, ob ich Deutscher bin oder Syrer oder Kurde. Hauptsache, ich bin Mensch. Einer, der keinen Krieg mag. Egal wer recht oder unrecht hat: Er tötet viele Unschuldige.

Deshalb sollte sich Deutschland aus dem Krieg raushalten. Wer Waffen liefert, der pustet schon ins Feuer.“

„Der Jahrmarkt ist meine Welt. Ich will Freude schenken.“



Henry Voss, 17, will Schausteller werden wie seine Eltern. Vorher macht er eine Elektrikerlehre in Lüneburg.

„Wir verkaufen Glück. Wenn ein Vater bei uns einen Teddy angelt, leuchten die Augen seines Kindes. Gerade in Krisenzeiten muss man auch mal Spaß haben. Nach Ausbruch des Ukrainekriegs durften Geflüchtete auf vielen Karussells umsonst mitfahren. So schenkt man Freude.

Corona war für uns Schausteller eine harte Zeit. Allein der Hamburger Dom fiel mehrere Male aus, unsere Haupteinnahmequelle. Als wir endlich auf-

machen durften, wussten wir nicht, ob überhaupt jemand kommt. Jetzt habe ich Angst vor einer neuen Pandemie. Affenpocken oder so was. Meine Eltern stünden ohne Kirmes vor dem Nichts. Sie besitzen kein Haus, sind 365 Tage im Jahr unterwegs und haben nie was anderes gemacht. Deshalb hab ich eine Elektrikerlehre angefangen. Als mögliche Notlösung.

Aber am liebsten würd ich das Geschäft meiner Eltern übernehmen. Der Jahrmarkt ist meine Welt. Für die Ausbildung muss ich bei meinen Großeltern in Lüneburg wohnen. Nach fünf Tagen juckt es mir schon wieder in den Fingern, und ich will los zum Volksfest! Freude schenken.“





„Rechte Parolen sind bei uns inzwischen alltäglich.“



„Ich bin kein Tierquäler. Meine Lieblingskuh heißt Rosemary.“



Jakob Springfeld, 21, aus Zwickau engagiert sich gegen Rassismus und Rechtsradikale. Über seine Erfahrungen hat er ein Buch geschrieben. Titel: „Unter Nazis“.

„Als ich fünfzehn war, lernte ich Mostafa aus Afghanistan kennen, der etwa so alt war wie ich. Auf der Flucht nach Deutschland ertrank seine Schwester im Mittelmeer. Seitdem engagiere ich mich für und mit Menschen wie Mostafa. Doch als ich in einem Pulli mit der Aufschrift „Refugees welcome“ durch Zwickau lief, schrie mich ein älterer Mann an: „Zieh den aus, du Zecke!“ Auf einer Demo in Chemnitz gegen rechte Gewalt landete ein von Neonazis geworfener Böller direkt neben mir.“

Das NSU-Kerntrio lebte eine Zeit lang unerkannt in Zwickau, plante Morde. Für jedes ihrer zehn Opfer wurde ein Baum gepflanzt. Dass gleich der erste abgesägt wurde, hat mich nicht überrascht.

Als er erneut und neun weitere gepflanzt wurden, hielt ich eine Rede. Auch Angela Merkel war da. Spätestens zu dem Zeitpunkt war ich allen in der Stadt bekannt, wurde auf offener Straße angespuckt, online mit Mord bedroht. Irgendwann traute ich mich abends nicht mehr allein raus. Mit Freunden hab ich eine Chatgruppe eingerichtet, über die wir uns gegenseitig warnen.

Ich sehe natürlich auch Gründe, warum Parteien wie die AfD bei uns so viele Anhänger finden. In der DDR wurde Rassismus totgeschwiegen. Nach der Wende folgten zahllose Lebensumbrüche, verstärkt durch hohe Arbeitslosigkeit und massive Ungleichheit zwischen neuen und alten Bundesländern. Doch es gibt mittlerweile eine extreme Normalisierung von rechten Einstellungen, und wo Rassismus zum Alltag wird, muss man gegenhalten.

Mein Opa, der noch die Hitlerzeit erlebt hat, konnte sich nie vorstellen, dass Nazis in Deutschland wieder die Macht übernehmen könnten. Heute ist er sich nicht mehr sicher.“ ■



Finn Lüschen-Strudthoff, 20, ist Landwirt bei Oldenburg und zeigt auf YouTube und Instagram seinen Alltag als Milchbauer.

„Wenn ich abends aus dem Stall komme, weiß ich, dass ich meinen Kühen was Gutes getan habe. Wir halten 135, aber ich erkenne jede. Mein Liebling ist Rosemary, der musste ich bei einer Zwillinggeburt helfen, als meine Eltern auf der Grünen Woche waren. Eines lag verkehrt, das musste ich drehen. Aber alles ging gut.“

Wir könnten mehr Tiere halten, aber so wie bisher geht's ihnen besser. Ich seh nicht ein, auf Bio umzustellen. Da verdienst du durch Fördermittel, statt mit dem, was du anbaust. Außerdem darfst du weder Chemie noch Kunstdünger einsetzen. Doch um profitabel zu wirtschaften, musst du dieselben Mengen bei gleicher Qualität produzieren. Das geht nicht.“

Ich mach mir Sorgen um die Zukunft unserer Branche. Wie viele Betriebe wird es in zehn Jahren noch geben? Wer muss wegen zu vieler Auflagen aufgeben? Dann übernehmen Agrarkonzerne die Anbauflächen, und das will keiner: weder die Politik noch die Klimaschützer.

Klar, gerade wir Bauern spüren den Klimawandel: die heißen Sommer, zu wenig Regen. Deshalb haben wir Solarpaneele auf die Dächer montiert und nutzen unsere Kühe zum Energiesparen. Ihre Milch, die mit 40 Grad aus dem Euter kommt, fließt durch eine Anlage, die unser Brauchwasser erwärmt.

Schon krass, dass viele Menschen kaum Ahnung haben, wie ihre Lebensmittel entstehen. Deshalb erzählen wir davon auf YouTube und Instagram. Angesagt sind Themen wie Ernte, Klauenpflege oder Melkroboter. Wir zeigen unseren Alltag und dass wir weder Tierquäler sind noch das Klima zerstören.

Einigen wär's am liebsten, wir würden wieder mit Pferd und Pflug über den Acker laufen. Dass wir es sind, die sie ernähren, vergessen sie gern.“ ■



„Integration ist nicht einseitig.“



Ahmad Alo, 20, lebt in Mülheim an der Ruhr und studiert Physik. In seiner Freizeit klettert er mit Geflüchteten.

„Beim Klettern vergisst man Probleme und Sorgen, deshalb gehe ich mit Geflüchteten in die Kletterhalle. Früher kamen sie aus dem Irak und Syrien. Heute aus der Ukraine. Wir, das Trainerteam, sind Eritreer, Deutsche, Syrer. Alle miteinander sprechen wir Deutsch, damit es die Neuen schneller lernen und einen besseren Start haben als ich.“

Ich war 13, als ich in Deutschland ankam. Die ersten drei Jahre waren schwer. Daheim in Aleppo war ich einer der Besten in der Schule, hier einer der Schlechtesten. Erst als ich Freunde fand, die mich nicht als Geflüchteten wahrnahmen, sondern

als Menschen, wurde es besser. Inzwischen studiere ich Physik. Später will ich Professor werden.

Ich finde, es sollte Inklusion statt Integration heißen. Wir sind doch Teil der Gesellschaft, wie jeder, der hier geboren ist. Deshalb sollten sich nicht allein Ankömmlinge anpassen, sondern auch die Gesellschaft an sie.

Ich genieße die Freiheiten als Individuum, die in Deutschland größer sind als in Aleppo. Andererseits finde ich es seltsam, dass hier viele Ältere nicht zu Hause leben. Das würde in Syrien nicht passieren. Dort werden sie bis zum Ende von der Familie gepflegt.

Denn das gilt doch für uns alle: Wer sich ausgeschlossen und alleingelassen fühlt, kann ebenso viel Stress erleben wie ein Kind, das im Krieg geboren wird, oder eins, das in Armut aufwächst.“ ■

BMW
GROUP



ROLLS-ROYCE
MOTOR CARS LTD

RE:THINK RE:DUCE RE:USE RE:CYCLE
 WAS MAN DIESEM
 KAKTUS NICHT ANSIEHT:
 WIE BEQUEM MAN AUF
 IHM SITZEN KANN.
 RE:DUCE RE:THINK RE:USE RE:CYCLE

Auf dem Weg zu mehr Nachhaltigkeit wollen wir verstärkt nachwachsende Rohstoffe zur Produktion von Fahrzeugteilen verwenden. Zum Beispiel forschen wir mit unseren Partnern an Sitzbezügen, die teilweise aus pulverisierten Kaktusfasern bestehen.

Jetzt mehr erfahren unter: bmwgroup.com/nachhaltigkeit

WE TURN THINGS AROUND.



„Angst vor der Zukunft feuert mich an!“



Tabea Pelz, 20, macht im Wattenmeer von Westerhever einen Bundesfreiwilligendienst.

„Wenn der Meeresspiegel steigt, sind zuerst die Salzwiesen weg, ebenso das Leuchtturmhäuschen, in dem ich derzeit wohne. Eine Vorstellung, die Angst macht. Doch die lähmt mich nicht, sie feuert mich eher an. Ich setze auf viele junge Menschen, die sich engagieren, nachhaltiger leben und für den Klimaschutz eintreten.“

Ich versuche, auf Führungen zu zeigen, wie wertvoll das Watt für uns alle ist. Den meisten Besuchern erscheint es ja erst mal nur als riesiger Hau-

fen Matschepampe. Aber es ist Lebensraum unfassbar vieler Arten, darunter bis zu 60.000 Wattschnecken – auf nur einem Quadratmeter! Millionen Zugvögel nutzen das Watt als Rast- und Futterplatz. Viele Fische als Laichgrund. Solche Einblicke lassen meine Gäste staunen und nachdenken.

So gesehen wäre ein Dienstjahr nach Schule oder Lehre für alle gut. Ob Krankenhaus oder Naturschutz, jeder bringt sich ein mit dem, wozu er Lust hat und was gebraucht wird, und lernt dazu. Das kann auch auf Krisen vorbereiten: Nach einem Jahr im Krankenhausbienst weiß ich, wie's da läuft. Statt verpflichtend, sollte es für junge Menschen schmackhaft gemacht werden: freie Bahnfahrten für Freiwillige einführen zum Beispiel. Wie für Soldaten. Das hilft auch gegen den Klimawandel!“ ■

„Ideologie siegt übers Bürgerwohl.“



Philipp Brunner, 21, studiert BWL und spielt Golf in einem Club bei Wiesbaden.

„Auch wenn ich im Golfclub bin, gehör ich nicht zu den Bonzen, für die Geld keine Rolle spielt. Die Inflation spüre auch ich, unter anderem an den Spritpreisen. Und den Menschen, die weniger haben als ich, auch noch eine teure Heizung aufbürden, damit siegt doch Ideologie übers Bürgerwohl!“

Ebenso spaltet man die Gesellschaft, wenn man den Missstand von fehlenden Frauen in Führungspositionen plötzlich durch eine Quote beheben will. Natürlich sollen sie aufsteigen, aber aufgrund ihrer Leistung, nicht wegen eines Befehls von oben. Da fehlt die Akzeptanz.

Solche Konflikte gibt's immer mehr. Vor allem in meiner Generation merkt man die Brüche: wo manche krass revolutionär agieren und Leute wie ich nicht verstehen, warum Straßen blockiert werden, auf denen Menschen zur Arbeit fahren und die Gesellschaft am Laufen halten. Ich frage mich, bis wohin eine Gemeinschaft das mittragen muss?!

Ich glaube, ein Dienstjahr im Altenheim oder der Bundeswehr würde uns einander näherbringen. Sitzt du mit anderen im selben Panzer, ist es egal, ob du links, rechts, arm oder reich bist. Alle müssten miteinander klarkommen und Verständnis füreinander aufbringen.“ ■



100 1923–2023

UNLOCKING TECHNOLOGICAL WORLDS FOR GENERATIONS TO COME.

WWW.TRUMPF.COM

TRUMPF



„Dass die AfD immer mehr Stimmen bekommt, macht mich fassungslos.“



Leon Marhöfer, 15, ist jüdisch und in der Jugendarbeit seiner Gemeinde in Mannheim aktiv.

„Ich bin stolz, Jude zu sein, und find es wichtig, meinen Glauben zu erklären. Denn Reden löst Vorurteile, und Antisemitismus hat sich gewandelt. Vielen geht's nicht mehr darum, dass man reich ist oder eine große Nase hat, sondern was in Israel passiert. Doch nur weil ich Jude bin, muss ich mich nicht mit Israel auskennen. Ich bin fünfzehn und will mich noch gar nicht mit dem Nahostkonflikt beschäftigen müssen, sondern mit meinen Leuten in der Gemeinde eine gute Zeit haben. Mit ihnen teile ich Sorgen und Hoffnungen. Sie sind wie eine Familie.“

Krassen Antisemitismus hab ich noch nicht erlebt, dumme Sprüche schon. Einmal nannte mich je-

mand „Leon, mein Lieblingsjude“. Der Typ hat sich nichts dabei gedacht, das fand ich trotzdem daneben. Kann sein, dass ich weniger antisemitisch angemacht werde, weil ich schwarz bin. Hört sich komisch an, aber jüdisch und zugleich schwarz zu sein, das kriegen viele nicht zusammen.

Dass die AfD immer mehr Stimmen bekommt, das macht mich fassungslos. Die lassen doch so crazy rassistischen Shit raus! Zu viele Menschen suchen bei denen, was ihnen persönlich gerade in den Kram passt, ohne sich mit dem üblen Rest zu beschäftigen. Das ist beängstigend!

Nach dem Anschlag in Halle saß ich in der Synagoge und hab überlegt, was ich machen würde, wenn so etwas bei uns passieren würde. Wie könnte ich uns alle retten? Wo hinrennen und sich verstecken? Solche Gedanken möchte man sich nicht machen müssen.“

„Nur auf der Bühne ist Hass erlaubt.“



Sarah Rölli, 20, studiert Operngesang an der Folkwang Uni in Essen.

„Um eine Rolle authentisch rüberzubringen, ihre Gefühle und Ansichten, muss ich die Hintergründe der Oper verstehen, den Komponisten, die Zeit, in der sie geschrieben wurde. Ich lese Bücher, schaue Filme. Und lerne dabei viel mehr als in jeder Geschichtsstunde!“

Mit 15 Jahren wurde ich Teil des Kinder-Opernchors des Theaters in Bonn. Dort hab ich schon früh erlebt, was Gemeinschaft bedeutet. Da zählt nicht, ob man arm oder reich ist, ob autistisch, schwul oder lesbisch, da gehört man zusammen und lässt niemanden im Stich. Das spornt an.

Unsere Chorleiterin ist Russin. Obwohl sie sich für Frieden und Toleranz engagiert, erhält sie seit dem Ausbruch des Krieges in der Ukraine Hassmails: „Geh doch zurück nach Russland zu deinem Putin“, heißt es. Das finde ich hart! Sie macht sich Sorgen um ihre Neffen, die dort zum Kriegsdienst gezwungen werden. Und wenn sie fliehen, schlägt ihnen bei uns Hass entgegen. Dabei sind sie auch Opfer der Diktatur.

Ich mag keinen Krieg, keinen Streit. Außer auf der Bühne. Da darf man das. Um zu verstehen.“



Die Zukunft beginnt – mit ZF.

Wir gestalten das Fahrzeug der Zukunft, jeden Tag aufs Neue. Denn als weltweit führender Automobilzulieferer stehen wir beim Mobilitätswandel an vorderster Front. Unser Ziel ist nichts Geringeres, als bezahlbare, sichere, saubere und komfortable Mobilität für alle zu ermöglichen. Daran arbeiten wir auf allen relevanten Ebenen: von Nachhaltigkeit, Elektromobilität, autonomem Fahren, Software und Digitalisierung bis hin zu Vehicle Motion Control. Im Fokus stehen dabei unsere 160.000 ZF-Mitarbeiter weltweit – unsere ZF FutureStarter! Erfahren Sie mehr: zf.com/futurestarter

#FutureStarter





„Irgendjemand muss ja Kontra geben!“



Nathalie Neumann, 20, will für Zittau ein Jugendparlament, das im Rathaus tagt.

„In einer Stadt, in der jeder Dritte die AfD gewählt hat, stehe ich links, zeige mich offen lesbisch und hab den Christopher Street Day nach Zittau geholt. Dass ich bedroht werde, nehm ich mir nicht mehr zu Herzen. Irgendjemand muss ja Kontra geben!“

Das Gefühl, etwas zu bewegen, treibt mich an. Vor zwei Jahren hab ich mit Freunden eine Jugendinitiative gestartet. Zittau muss für junge Leute attraktiver werden, dazu gehört, dass sie mitbe-

stimmen. Unser Ziel: ein Jugendparlament, das im Rathaus tagt!

Ich bin Mitglied bei den Linken. Die Partei setzt sich für soziale Themen ein, die mir wichtig sind. Sollte sie sich aber gegen eine Unterstützung der Ukraine aussprechen, müsste ich meine Mitgliedschaft überdenken. Teile des Landes werden nach dieser ganzen Scheiße komplett zerstört sein. Davor graut mir. Ich will nach dem Krieg, den die Ukraine hoffentlich gewinnt, helfen, das Land wieder aufzubauen.

Für mein Lehramtsstudium muss ich Zittau verlassen. Ich werde aber wieder zurückkehren. Auch um einigen Menschen hier weiterhin auf die Nerven zu gehen.“ ■

Bei Menschen so wichtig wie bei Fahrzeugen: das Herz am richtigen Fleck.



PORSCHE



Engagieren – schon! Aber bitte nicht zu sehr

*Die Welt braucht Vermittlerinnen, Moderatoren, Schlichter.
Auch und gerade in der Klimadebatte.
Es ist nur niemand in Sicht.*

TEXT **HOLGER GERTZ**

Was sich im Moment auch vor dem Hintergrund der Klimakrise hervorragend beobachten lässt, ist die atemberaubende

Gleichzeitigkeit der Dinge. Auf der einen Seite geben sich beträchtliche Teile der sogenannten Gesellschaft immer noch der Vorstellung (vielleicht der Illusion) hin, dass die Veränderung des Lebens dann doch irgendwie moderat vonstatten gehen wird. Zum Beispiel eine Geschichte im Magazin der *Financial Times*, publiziert im Sommer: „How will climate change affect the holiday map?“ Dazu haben sie als Illustration eine schmelzende Erdkugel in der Eiswaffel gestellt. Weil, das ist die Botschaft: Umplanen wird jeder müssen, schon weil die eine oder andere Destination alsbald im Wasser versunken sein wird. Aber das heißt natürlich nicht, etwa das Prinzip Fernreise grundsätzlich zu hinterfragen. Noch nicht. Denn seinen Tapetenwechsel braucht der Mensch. Auch wenn gerade mal die Welt untergeht.

Auf der anderen Seite, auch das eine Nachricht im Sommer, klebten sich Klimaaktivisten in Passau auf der Nikolaistraße fest. „Dabei zog ein bislang unbekannter Mann unter Anwendung körperlicher Gewalt zwei der Aktivisten jeweils am Arm von der Straße“, meldet das Polizeipräsidium Niederbayern. Eine nüchterne Beschreibung dessen, was Klimaaktivisten blüht, die den Verkehr stören: Sie werden verbal und körperlich



angegangen, sie können Verletzungen davontragen. Das ist der Preis, den diejenigen zahlen, die nicht mehr daran glauben, dass die Veränderungen der Welt moderat und beherrschbar sein werden. Sondern: dass man jetzt etwas tun muss, um den Klimakollaps zu verhindern. Ob das noch möglich ist? Wer weiß.

Am Umgang mit den jungen Menschen, die Schmerzen in Kauf nehmen, um ihr Anliegen deutlich zu machen, erkennt man wieder ein kennzeichnendes Element der Gegenwart: Die Gesellschaft zerfällt in unversöhnliche Gruppen. Für den Dialog zwischen Empfänger und Sender gilt oft das, was der ehemalige ZDF-Fernsehspiel-Chef Hans Janke so klarsichtig wie desillusioniert formuliert hat: „Man redet, weil man sich versteht, und nicht, damit man sich versteht.“ Also: Sprachlosigkeit setzt ein, damit einhergehend die Unfähigkeit, miteinander ins Gespräch zu kommen oder im Gespräch zu bleiben. Populisten prägen den Diskurs und vertiefen die Sprachlosigkeit. Am Ende bleibt wechselseitige Bedrohung – eine nicht sehr belastbare Grundlage für ein gesellschaftliches Miteinander.

Wobei der Aggregatzustand der Bedrohung unterschiedlich ist. Natürlich bedrohen Jugendliche, die sich auf dem Asphalt festkleben, den gewohnten Ablaufplan der Dinge, sie stören den Verkehr, sie sind verantwortlich dafür, dass Menschen zu spät zum Dienst kommen und Rettungswagen zu spät zum Unfallort

„Populisten prägen den Diskurs und vertiefen die Sprachlosigkeit.“

(wobei sie Letzteres erwießenermaßen nach Kräften vermeiden). Aber sie stören, weil ohne Störung – das ist ihre Überzeugung – die Welt vor die Hunde gehen würde. Sie stören, um wachzurütteln. Ihnen geht es nicht um Modifikationen der Holiday Map.

Sie bedrohen eine Ordnung, um etwas Höheres zu retten. Nicht Hass treibt sie an, sondern Sorge, Angst. Für die Klimakleber zählt jede Minute. Für die Bewahrer der alten Ordnung, die sich von ihnen gestört fühlen, zählt auch jede Minute – aber nur auf dem Weg zur Arbeit. Alles andere hat Zeit.

Die Bewahrer der alten Ordnung haben schwächere Argumente. Die Älteren sind es schließlich, die mit ihrem Anspruchsdenken das Weltklima auf dem Gewissen haben. Und die jetzt eine Debatte, für deren Entstehen sie ganz grundsätzlich verantwortlich sind, mit lebenskluger Weitsicht moderieren sollten. Aber sie heizen sie an, in einem feindseligen Ton, der jede Abweichung von der eigenen Sichtweise ausschließt. Wenn Wirtschaftsminister Habeck ein ambitioniertes Heizungsgesetz durchbringen will, scheitert er damit sogar in der eigenen Regierung. Eine Regierung übrigens, in der Jankes Kommunikations-Theorie (beziehungsweise Nichtkommunikations-Theorie) jeden Tag beherzigt und damit bestätigt wird.

Um es mit einer nur leicht abgewandelten deutschen Redensart zu sagen: Sprachlos geht die Welt zugrunde. Wie formulierte es Alexander Dobrindt, führender Mann in der CSU? „Die Entstehung einer Klima-RAF muss verhindert werden.“ Er setzt damit Klimakleber, die Gewalt gegen Personen ausdrücklich

ablehnen, mit einer Bewegung aus den Siebzigern gleich, für die Gewalt und Mord erklärtes Mittel der Auseinandersetzung war, die den Staat und seine Institutionen ablehnte.

Die Klimakleber? Wollen ein Tempolimit auf der Autobahn. Die Dämonisierung einer unbequemen Protestbewegung ist fahrlässig, aber sie wirkt: Längst wird Dobrindts Argumentation übernommen von Usern bei Twitter, für die alles verachtenswert ist, was auch nur entfernt grün klingt. Und von konservativen Medien, in denen Razzien und Gefängnisstrafen gegen Aktivisten begrüßt und gefeiert werden.

Früher war es so: Jeder verhaftete Spitzen-RAFler verringerte die Gefahr terroristischer Anschläge auf das Leben von Politikern und Spitzenbeamten. Früher war vieles einfacher. Aber wer heute daran glaubt, dass sich das Problem des Klimawandels gelöst hat, wenn möglichst viele Klimakleber weggesperrt sind, ist Ideologen wie Dobrindt auf den Leim gegangen.

Die Polarisierung der Debatte hat schon in der Corona-Krise die Menschen auseinandergetrieben, auch in der vergleichsweise überschaubaren Diskussion über Gendern, Glottisschlag und Binnen-I. Die Klimadebatte zeigt wie keine andere die Notwendigkeit einer gesamtgesellschaftlichen Initiative – und zugleich die Schwierigkeit, diese zu organisieren. Aber, auch das gehört zum menschlichen Kommunikationsverhalten, man erlebt das regelmäßig bei Verhandlungen zur Abwendung von Streiks: Wenn Schlichter aus den Kulissen hervortreten, können Gruppen wieder miteinander ins Gespräch kommen, die sich scheinbar rettungslos verloren hatten.

Ein Schlichtungsprozess in der Klimafrage ist schwieriger als der schon komplizierte Schlichtungsprozess bei der Deutschen Bahn, aber die Welt braucht Moderatoren, sie braucht Übersetzer und Schlichter. Und auch wenn man die gerade noch nicht sieht, heißt es nicht, dass es sie nicht gibt. ■



Illustrationen: Anje Jäger, Harry Haysom



ZEIT FÜR VORBILDER

In diesen bewegenden Zeiten fragen sich viele: Wie geht es weiter? Und: Geht's eigentlich noch? Es gibt Menschen, die zeigen: Es geht sogar besser! Wer sie sind, was sie prägt und antreibt, lesen Sie im Jahresbericht 2022 der Baden-Württemberg Stiftung: jahresbericht.bwstiftung.de

Dieter Walch ist 21 und schneidet einem „seiner Herren“ 1972 im Altenheim die Fußnägel. Es hat ihm keiner gesagt, wie das geht. Er hat sich einfach getraut.

D Dieter Walch, 72, hat schlecht geschlafen. Mit der Interviewanfrage neulich waren nämlich auch die Träume zurückgekehrt. Die Angst, das Leid, der Tod und auch die ungeheure Wut, die er bis heute manchmal hemmungslos herausbrüllen möchte. Alles, was er vor fünfzig Jahren im hintersten Winkel seines, wie er sagt „inneren Museums“ abgestellt hatte, war auf einmal wieder da. Wie Gespenster schoben sich seine Erinnerungen vor die schönen Bilder und Skulpturen. Und davon erzählt er jetzt, von den Gespenstern. Und erzählt und erzählt. Und als er nach drei Stunden fertig ist und sehr viele Zigarillos geraucht hat, sagt er: „Danke, dass ich das alles mal loswerden durfte!“

Dieter Walch ist, wenn man ihn so in seinem namibischen Kaftan, den Crocs mit den Farbspritzern, der Metallbrille im lebhaften Gesicht in der Haustür seines Reihenhauses stehen sieht, ein „kleines Männlein“. Das sind seine Worte der Selbstbeschreibung, nicht unsere! Auf dem Kopf sind ihm nur noch wenige weiße Haarstoppeln geblieben. Nichts übrig von der üppigen roten Wuschelmähne, der Anmutung eines Studenten mit Nickelbrille. Aber sobald man sein Arbeitszimmer betritt und er beginnt, aus seinem Leben zu erzählen, weiß man, dass er ein idealistischer Mensch geblieben ist, einer, der sich nicht im Laufe des Lebens von links unten nach rechts oben entwickelt hat. Er will demnächst seine Schul-Geschichtsbücher im Garten verbrennen, als „symbolischen Akt“ gegen die Lügen über die deutsche Kolonialgeschichte. OH MEIN GOTT! Wenn dieses Wort heute nicht ausschließlich ironisch oder böse verwendet würde, würde man Walch wohl einen „Gutmenschen“ nennen. Das ist er nämlich. Und ein bisschen auch ein „Alt-68er“ mit Marx und Engels im Regal, einem Hopi-Traumfänger an der Lampe (um nicht „indianisch“ zu sagen), mit Batiktüchern aus Südamerika

auf dem Sofa, Aquarium, Kerzen, Kram und Drucken von Gustav Klimt. Und hinter seinem riesigen Schreibtisch hängen rechts die berühmten Fotos, die der *stern*-Fotograf Peter Thomann damals gemacht hat: Walch, 21, mit Wuschelkopp und Unterhemd, hockt neben einer Badewanne und schneidet einem Greis, der darin liegt, die Fußnägel.

Deutschland, 1972. Darüber wollen wir reden. Über einen jungen Mann, der hier am Badewannenrand seine „emotionalsten Monate“ erlebte und die „wichtigste Entscheidung“ seines Lebens traf. Über die Zeit also, in der er seinen Zivildienst leistete, statt dem Land als Soldat zur Verfügung zu stehen, wie es seine Mutter gern gesehen hätte. *Ein Mann ist nur Mann, wenn er dient*, fand sie. Aber er hatte den verwundeten Vater nachts brüllen hören, wie er auch Jahre nach dem Krieg noch Befehle an seine Richtschützen gab. Er schrie auch vor Angst. Heute würde man so einen „traumatisiert“ nennen und in Therapie schicken. Aber das gab es in den 60er-Jahren nicht. Walch hatte sich die Protzgeschichten seines Schwagers angehört, der von den tollen Saufgelagen bei der Bundeswehr schwärmte. Er war ins Grübeln gekommen, als ein Lehrer, den er mochte, ihn fragte: „Interessierst du dich eigentlich nur fürs Fußballspielen oder willst du auch noch mal was Richtiges im Leben machen?“ So hatte er nach der Hauptschule erst mal aus Verlegenheit eine Lehre als Reisebürokaufmann begonnen und schließlich über Umwege die Hochschulreife erlangt, um „auf Lehramt“ studieren zu können.

Doch zuvor wollte er „etwas richtig Sinnvolles machen“. Nach der Musterung hatte er deshalb „verweigert“ und war vom Kreiswehrrersatzamt als „Ersatzdienstleistender“ anerkannt worden. Diesen Weg gingen damals noch die wenigsten. Aber Walch, der Katholik, wollte nicht zum Bund. Und so fand er sich eines Morgens auf Station 9A des

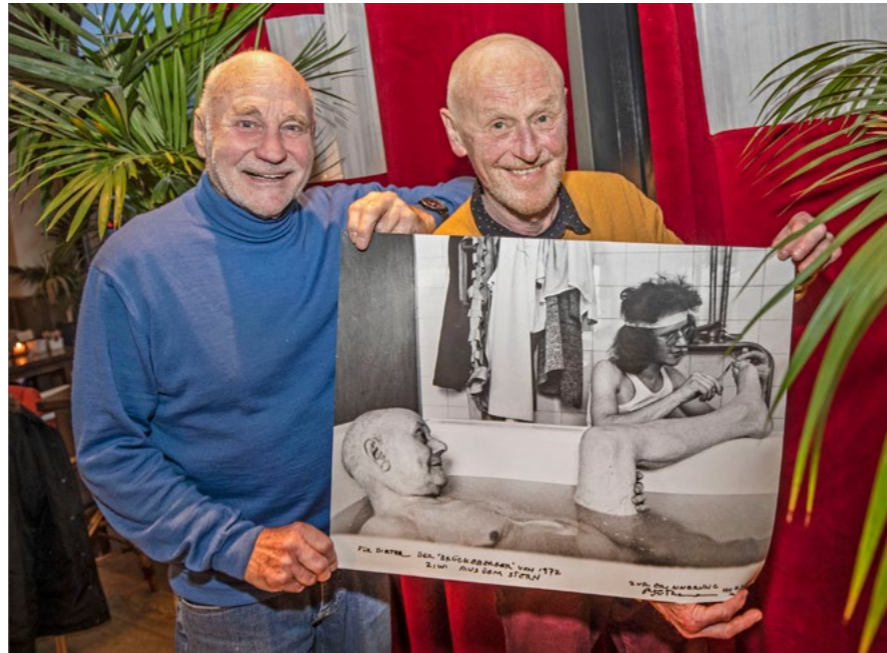
Foto: Peter Thomann

„Der Drückeberger“

Ja, so nannte man die jungen Männer damals, Drückeberger. Weil sie ihr Recht wahrnahmen, den Kriegsdienst zu verweigern. Oder, wie viele der Älteren meinten: weil sie sich vor der Bundeswehr drückten. Der junge Dieter Walch war 1972 einer von ihnen. Er war „Zivi“.

TEXT **ULRIKE POSCHE**

stern-Fotograf Peter Thomann (li.) und Dieter Walch haben sich später noch einmal getroffen: Thomann übergab ihm den Abzug des Fotos aus der stern-Geschichte, die er mit Autor Heiko Gebhardt 1972 veröffentlicht hatte. Die Haarpracht der drei Männer ist heute – man muss es leider sagen – dezimiert.



„Wir leben in einer demokratischen Gesellschaft. Da kann ich nicht nur nehmen, da muss ich auch was geben.“

Altenheims Oberaltenallee in Hamburg-Uhlenhorst wieder. Die Schwestern waren Drachen, die Ärzte Götter, die Empathie noch nicht erfunden. Und Mitleid gab es sowieso nicht für die 36 Herren, die hier in Sechszimmern auf den Tod warteten. Gitterbett, Spind, Nachttisch emailliert, einen Tisch für alle, sechs Stühle. Es gab nichts Persönliches, kein Bild, kein Möbel, kein Erinnerungsstück in diesen Zimmern. Es war eine kalte, raue Zeit. Dieter war fürs Frühstück zuständig und für die gute Laune. Marmeladenbrot, dünner Kaffee, Mittagessen, Saubermachen. Vor allem sauber machen. Vor allem die „Lieger“. Das waren die, die nicht mehr allein aufs Klo konnten und manchmal auch zu spät Laut gaben, dass er mit der Bettpfanne rumkommen solle. Er hatte das alles zuvor ja nicht einmal geahnt! Und

musste nun volle Bettpfannen am „Abführtag“ wegtragen, ohne Anleitung mit Kathetern herumhantieren, Spritzen geben, alte Männer waschen, Gebisse putzen, füttern, Nägel schneiden. Alles nach der Metho-

de „learning by doing“ sozusagen. Als er einem der armen „Lieger“ einmal einen Brief vorlesen wollte, schnarrte ihn die Oberschwester an: „Du bist hier nicht zum Vorlesen, du sollst die Kaffeeflecken vom Tisch wischen, bevor der Besuch kommt.“ 129 Mark Sold bekam ein Zivildienstleistender damals im Monat für sich, für Kleidung, für Lebensmittel. Aber sie brauchten eh nicht viel außer Tabak zum Selbstdrehen und „Lambrusco“, den italienischen Billigwein in den Zwei-Liter-Flaschen, mit dem er und die anderen Zivis sich abends auf der Wohnheim-Etage die Geschichten aus dem Kopf schossen.

Ganz schlimm waren die Dekubitus-Wunden, die offenen Eiterstellen vom langen Liegen, die er auswaschen musste, selbst wenn die Männer dabei vor Schmerzen schrien. Noch heute

fragt er sich, wie er das gemacht und geschafft hat. Oder wenn sie am Heiligen Abend keinen Arzt fanden, der Patienten half, die unter Darmkoliken litten und krampften. Bis er sich schließlich selbst die Gummihandschuhe überzog und beherzt „die Kohlen aus dem Feuer“ holte.

Das „Ex“-Fahren sei nur bei den ersten Malen furchteinflößend gewesen, erzählt er, danach, als die Routine kam, ging's. „Ex“-Fahren bedeutete, dass man nach der täglichen Besuchszeit die Verstorbenen aus den verschiedenen Etagen einsammelte und in eine Leichenhalle brachte, die versteckt auf dem Gelände des Altenheims lag. Es war noch die Zeit, in der dem Tod Geweihte zum Sterben ins Bad gerollt wurden. „Da ging man dann einmal in der Stunde gucken, ob sie tot waren“, sagt Walch und zündet sich eine neue Pall Mall an. Manchmal sieht es durch den Traumfänger, der an der Lampe baumelt, so aus, als füllten sich seine Augen mit Tränen; besonders wenn er von Männern spricht, deren Namen und Sprüche er bis heute nennen kann und die er als Tote wegbrachte. Er erinnert sich an jeden, an die

Foto: Michael Penner

Spitznamen, die Gebrechen, hebt ihre Geschichten in seinem inneren Museum auf. Manchmal, wenn sie die nackten Körper in die Bahren legten, bevor sie sie mit Krepp-Papier umwickeln mussten – warum, weiß kein Mensch –, dann machten die Leichen Geräusche, weil die letzte Luft aus den Lungen entwich. Es klang wie ein Jammern, ein Klagen. Er hat das noch immer im Ohr, auch den Geruch in der Leichenkammer. Und doch sagt er ausgerechnet an dieser Stelle seiner Erzählung: „Ich hab über diese Arbeit meinen Platz gefunden. Ich hätte das sogar 24 Monate lang gemacht.“ Er habe versucht, jenen Menschen ihre Würde wiederzugeben, die der Willkür der Schwestern im Heim ausgesetzt waren. Und auch denen, die es nicht mehr waren, den Toten. Walch ist sich nicht sicher, ob es ihm gelungen ist. Aber er war mit sich zufrieden. Dass jemand stolz auf ihn gewesen wäre, hat er jedenfalls nie erlebt.

Im Gegenteil: Einmal, als er bei den Eltern seiner damaligen Freundin zu Besuch war, sagte der Vater der Freundin, den er bis dahin gut hatte leiden können: „Du bist ja eigentlich ein Drückeberger.“ Und so lautete dann auch der Titel einer Reportage des Autors Heiko Gebhardt, die über ihn und andere Kriegsdienstverweigerer und Zivis 1972 im Magazin *stern* erschien. Das oben beschriebene Foto hinter Walchs Schreibtisch war das „Aufmacherbild“ über zwei Seiten. Nein, das Ansehen der jungen Männer war damals nicht besonders hoch. Auch von der Politik wurden sie eher links liegengelassen. Linke Drückeberger eben, die Weiberkram machten, um nicht zur Bundeswehr zu müssen. „Ich habe komischerweise noch heute ein blödes Gefühl, wenn ich sagen soll, ob ich bei der Bundeswehr war. Ich sage noch immer: Ich hab nicht gedient. Habe mich immer minderwertiger gefühlt.“ Nur sein Vater, ein Zollbeamter aus Bayern im Hamburger Freihafen, war froh, dass der Junge keine Waffe in die Hand nehmen woll-

te. Dieter Walch trägt heute den Eherring des verstorbenen Vaters am linken Daumen. Man denkt, er ist Buddhist. Aber er ist nur dankbar. Walch fragt sich, ob er das damals schon dachte, dass es jedem Wohlstandskind guttun würde, einmal die Schattenseite zu erleben. Inzwischen findet er, „die sollten das verpflichtende Soziale Jahr unbedingt einführen“. Für alle – Jungen wie Mädchen. Aber nur unter einer Bedingung: Nie mehr solle jemand ohne Vorbereitung, so wie es bei ihm damals der Fall war, auf Menschen losgelassen werden. „Wir leben in einer demokratischen Gesellschaft“, sagt Walch, „da kann ich nicht nur nehmen, da muss ich auch was geben.“ Unter Anleitung und Respekt.

Aber noch einmal kurz zurück ins Jahr 1972. Wie konnte man damals so herzlos sein, fragt er sich bis heute. Mit den Sterbenden und den Verstorbenen. Wie konnte man die alten Menschen so würdelos und brutal behandeln! Er versteht es bis heute nicht. Was er verstanden hat: Er wusste nach der Zeit im Altenheim, auf welcher Seite er selbst stehen wollte. Er war nicht auf der Sonnenseite des Lebens geboren, und er hatte deshalb bei denen, die das Leid nicht kannten, auch nichts verloren: „Ich habe damals gelernt, dass ich auf die Seite der Schwachen gehöre“, sagt er, „und das hat dann auch meine Berufswahl entschieden.“ Walch wurde Lehrer an einer „Brennpunktschule“ in Hamburg-Dulsberg. Hauptschulklassen, Realschulklassen, bloß keine Gymnasiasten! Er unterrichtete alle Fächer und das Leben. Sport, Geschichte, Mathe und Deutsch. Sogar Musik, obwohl er weder ein Instrument beherrschte noch besonders gut singen konnte, aber „mit Rolf Zuckowski bekam man auch das hin“. Er habe versucht, ein guter Lehrer zu sein, indem er verlässlich war. Er war „einfach immer da“. Wie damals im Altenheim. Er unterrichtete weit übers Rentenalter hinaus. Und auch heute hilft er an drei Tagen die Woche Berufsschülern über die

Klippen ihrer Prüfungen. Gerade hat er wieder eine Schülerin durchgelotst. Sie hat ihm zum Dank eine Flasche Wein geschenkt.

Nach der Zivildienstzeit hatte Dieter Walch drei Jahre lang Albträume. Dann vergingen sie langsam. Er heiratete, wurde Vater von drei Söhnen und lernte, die dunklen Erlebnisse auszublenden. Auch die rasende Wut über den würdelosen Umgang mit alten Menschen hielt er in seinem Innern gefangen. Genauso wie seine marxistische Erkenntnis „Wer keinen Mehrwert schafft, ist weg vom Fenster“. Niemand wollte davon hören. Es ging ihm beinahe so, wie es seinem Vater nach dem Krieg ergangen war. Immer wenn der am Abendbrottisch mit der Familie etwas „aus Russland“ erzählen wollte, kreischten die Tanten, die Mutter gleich los: „Bloß nichts vom Krieg!“ So lernte er zu schweigen und fraß den Schmerz, aber auch die Schuld in sich hinein.

Es ist noch nicht lange her, dass auch Dieter Walch den Versuch gemacht hat, einer Kollegin von seiner Arbeit im Altenheim zu erzählen. Aber sie wollte es nicht hören. Es ist wie ein Tabu, das über der Gesellschaft liegt. Etwas kollektiv Verdrängtes. „Ich fühle mich von diesem Tsunami überfordert“, sagte die Kollegin entschuldigend. Und Walch: „Es ist schon seltsam, dass ich von der Zeit, die mich am meisten berührte, erfüllte und prägte, nie erzählen durfte.“

Fast drei Stunden sind vergangen. Dieter Walch drückt den letzten Zigarillo im Aschenbecher aus. Sein Arbeitszimmer liegt inzwischen in einer satten Wolke aus Qualm. „Ich fühle mich jetzt leichter“, sagt er. Und lächelt. ■

ULRIKE POSCHE besuchte Walch zu Hause in Norddeutschland. Eigentlich ist der Lehrer längst pensioniert und könnte Chilis züchten. Aber er unterrichtet auch mit 72 noch.

Was Emil lächeln lässt

Ein Tag im Leben einer jungen Frau, die Schwerbehinderte betreut und sagt: Jeder Mensch ist gleich viel wert. Jeder auf seine Art.

TEXT ERDMANN WINGERT
FOTOS ULI REINHARDT

Bastelstunde im Raphaelhaus. Lara Steuck tunkt einen Pinsel in den Farbtigel auf dem Tisch und streicht zartes Blau auf ein Stückchen Papier.

„Schau mal, Emil“, sagt sie zu dem jungen Mann an ihrer Seite. „Gefällt dir diese Farbe?“

Doch Emil schaut lieber Lara an, lässt selbst dann keinen Blick von ihr, als sie ihm den Pinsel zwischen die Finger steckt und seine verkrampte Hand übers Papier führt. Auch als sie auf gleiche Art, Hand in Hand mit ihm, den Umriss eines Schmetterlings ausschneidet, hält er Augenkontakt. Blau bemalt und aufgefädelt wird das kleine Gemeinschaftswerk schließlich in einen Blumenstrauß gehängt.

Es ist eine von vielen bunten Bassteleien in diesem geräumigen Wohnzimmer, das sich Emil mit sechs Männern und zwei Frauen teilt. Ans Fenster geklebt leuchten Blumensilhouetten, die auf ähnliche Weise entstanden sind, kleine Akzente, die ein Licht auf die familiäre Gemeinschaft der schwerbehinderten Menschen und ihrer Betreuerin werfen. Außer Emil dösen sie in ih-

ren fahrbaren Liegen auf dem Balkon, von dem man in einen begrünten Innenhof blickt. Ein sonniger Nachmittag in einem Stuttgarter Wohnviertel, ferner Verkehrslärm mischt sich mit Amselzwitschern, dazwischen tönen gutturale Rufe und gelegentlich ein Schrei.

Es sind die einzigen Laute, mit denen sich Laras Schützlinge bemerkbar machen können. Auch Emil, der als Zweijähriger einen Schlaganfall erlitten hat und seitdem halbseitig gelähmt ist, kann nur lallen. Einer von achtzig Menschen, die im „Therapeuticum Raphaelhaus“ leben und rund um die Uhr betreut werden.

„Der Emil war mein erster Pflegefall“, sagt Lara. „Schon deshalb ist er mir besonders nah. Vielleicht auch, weil wir im selben Alter sind.“

Sie war knapp achtzehn, als sie im Raphaelhaus ihr freiwilliges soziales Jahr antrat, ein Mädchen vom Land, aufgewachsen in einem Mecklenburger Dörfchen. Sie wusste von ihrer Mutter, die selbst Pflegerin ist, was ihr solch ein Dienst am Nächsten aberlangen würde. Dennoch entschloss sie sich, nach einer Lehre in einer Bäckerei ein freiwilliges soziales Jahr in diesem Heim zu absolvieren. →



„Und eigentlich lächelt er ja immer, der Emil, meine kleine Grinsekatze.“ Lara Steuck albert mit ihrem liebsten Pflegefall herum.



Lesestunde mit Raka Samsa aus Java, der hier ein freiwilliges soziales Jahr leistet. Noch holpert sein Deutsch, doch Hand in Hand mit ihm verstehen ihn Emil und Andrea.

„Es scheint für Menschen wie sie eine Sprache jenseits der Worte zu geben, ein Feingefühl, das aus Gesten und Tonfall erkennt, was Sache ist.“

→ „Hat eine Weile gebraucht, eh ich mir das zugetraut habe“, sagt sie. „Und auch, eh ich spürte, dass ich hier zu Hause bin.“

Wer sie in ihrem Arbeitstag begleitet, merkt, dass sie angekommen ist: eine runde, trotz ihrer jungen Jahre mütterlich wirkende Gestalt, einfühlsam und geduldig. Das fällt nicht immer leicht, weil sie Erwachsene betreut, die so hilfsbedürftig und oft auch ungebärdig wie Kleinkinder sind. Entsprechend aufwendig ist ihre Betreuung, bei der selbst alltägliche Abläufe ins Gewicht fallen. Es fängt nach dem Wecken um sechs Uhr früh an, wenn es darum geht, die schwerbeweglichen Menschen zu waschen. Eine Art Kran hilft ihr, sie in eine Wanne zu hieven und anschließend auf eine Liege zu betten, wo sie gewandelt werden.

„Bei einem Menschen, den du magst, macht dir so was nichts aus“, sagt sie. Schwerer zu ertragen sei es, wenn sich jemand übergeben müsse, was auch mal Emil passiert, dem es schwerfällt zu schlucken.

„Aber das ist schnell vergessen, wenn er wieder lächelt“, sagt sie, während sie ihm Tee durch einen Nasenschlauch einflößt. „Und eigentlich lächelt er ja immer, der Emil, meine kleine Grinsekatz.“

Man braucht eine Weile, ehe sich hinter den Grimassen des Jungen ein Lächeln entdecken lässt; auf den ersten Blick erschreckend wirken auch Mimik und Gestik seiner Mitbewohner. Lara erlebt es jedes Mal, wenn Freunde sie im Raphaelhaus besuchen. Beim Abschied höre sie immer wieder denselben Satz: „Respekt! Aber ich würd das hier nicht aushalten.“

Eine große rote Rose und der Spruch „More Amour“ prangt auf ihrem T-Shirt, ihren Unterarm zierte der tätowierte Schriftzug „Ohana“, was auf Hawaiinisch so viel wie Familie heißt. Ihre Mut-

ter trüge dasselbe Motiv, erklärt sie. Als Zeichen familiärer Verbundenheit.

„Der Job hier liegt mir“, sagt sie. „Büro wär nix für mich. Handwerk auch nicht. Hab doch zwei linke Hände. Und ins Ausland will ich schon gar nicht. Ich brauch meinen vertrauten Kreis.“

Damit gehört sie zur Ausnahme unter den mehr als achtzigtausend jungen Menschen, die sich jedes Jahr nach Schule oder Ausbildung für einen freiwilligen Dienst am Nächsten entscheiden. Die meisten nutzen die Chance, durch einen Auslandseinsatz die Welt kennenzulernen, wo sich auf fünf Kontinenten Hunderte Ziele in sozialen Einrichtungen wie Schulen, Kindergärten und Krankenhäusern oder an der Seite von Naturschützern und Entwicklungshelfern bieten. Begehrt sind vor allem Hilfsprojekte in Afrika, darunter so abenteuerlich klingende Einsätze wie die Aufgabe, Nomaden in der Massai-Steppe von Tansania pädagogisch und handwerklich zu betreuen. Oder Straßenmädchen in Kenia zu resozialisieren.

Doch so sinnvoll es für junge Menschen ist, Not in Ländern der Dritten Welt zu lindern und dabei den eigenen Horizont zu erweitern, so schmerz-

werden sie in Deutschland vermisst, wo es seit zwölf Jahren keine Wehrpflicht mehr gibt und damit jährlich rund einhunderttausend Verweigerer fehlen, die Ersatzdienst in sozialen Bereichen leisten. Zum Glück springen für sie inzwischen junge Menschen aus Afrika und Asien ein, denen Deutschland ein Sehnsuchtsziel ist. Das Raphaelhaus steht als Beispiel für viele: Von sechzehn Helfern, die dort ein freiwilliges soziales Jahr leisten, stammen nur zwei aus Deutschland, alle anderen aus Afrika, Asien und Südamerika.

Raka Samsa ist einer von ihnen, geboren und aufgewachsen im fernen Java und ein paar Jahre älter als Lara, mit der er sich den Pflegedienst für Emil und seine sieben Gefährten teilt. Er hat länger als sie gebraucht, um den Weg ins Raphaelhaus zu finden, weil er erst einmal

Deutsch lernen musste und ein Praktikum in einem Kindergarten gemacht hat. An diesem sommerlich sonnigen Nachmittag liegt auf seinen Knien das Bilderbuch „Weihnachten im Stall“ von Astrid Lindgren, aus dem er Emil und Andrea vorliest. Ob die beiden begreifen, wovon es handelt, steht dahin, denn Raka Deutsch ist so holprig, dass er selbst nicht zu verstehen scheint, was er da liest. Doch unter der stockenden Stimme dieses Jungen mit dem sanften Gesicht kommt die zappelnde und oft aufschreiende Andrea zur Ruhe, während sie ihren Kopf auf seine Schulter neigt, und auf der anderen Seite sucht Emils zuckende Hand einen Halt an seinem Arm.

Es scheint für Menschen wie ihn eine Sprache jenseits der Worte zu geben, ein Feingefühl, das aus Gesten und Tonfall erkennt, was Sache ist. Als Lara am Ende des Tages davon spricht, dass sie später

vielleicht in ein Heim für schwerbehinderte Kinder wechseln möchte, wird Emil spürbar unruhig und laut.

„Vielleicht nehm ich dich dann einfach mit“, sagt sie und streicht ihm über den Kopf.

Aber zum ersten Mal an diesem Tag lächelt Emil nicht mehr. ■

THERAPEUTICUM RAPHAELHAUS
Seit fünfzig Jahren gilt das Stuttgarter Heim für schwerbehinderte Menschen als vorbildliche Institution. Seine Leitfigur ist bis heute die Ärztin Elisabeth Jacobi, die das Haus gegründet und im Geist der Anthroposophie geführt hat. Das bedeutet, dass die Heimbewohner aus einer „ganzheitlichen“ Sicht und nicht nur als Krankheitsfall wahrgenommen und betreut werden.

**TEIL IHRERER
— WELT.**

REWE GROUP



Als Handels- und Touristikunternehmen sind wir jeden Tag ein Teil Ihrer Welt: beim Einkauf von Lebensmitteln, Heimwerker:innen- und Gartenbedarf, bei der Versorgung unterwegs oder bei Ihrem nächsten Urlaub.

Die Unternehmen der REWE Group bieten Ihnen beste Produkte und innovative Services, die das Leben leichter und angenehmer machen. Und weil wir eine Genossenschaft mit über 95-jähriger Tradition sind, wissen wir um unsere ökologische und soziale Verpflichtung gegenüber kommenden Generationen. Nachhaltige Zukunftssicherung ist unser Auftrag.

WWW.REWE-GROUP.COM

Die Schweiz marschiert vorne

Wie halten es andere Länder mit Wehrpflicht und Sozialdienst? Viele Modelle, kaum befriedigende Lösungen. Reporter:innen vor Ort berichten.

DÄNEMARK

Niemand wird gegen seinen Willen eingezogen

MILITÄRDIENST

Vier Monate für Männer. Aber nicht genug Plätze für alle Interessierten. Auch Frauen können sich bewerben.

SOZIALDIENST

Gibt es nicht. Dafür aber sogenannte Heimvolkshochschulen.

Frage an meine Tochter Marie: „Was hältst du von einem Pflichtdienst für junge Leute?“ Statt zu antworten schaut mich Marie mit müden und verständnislosen Augen an. Es ist halb eins am Mittag in Kopenhagen, sie ist gerade erst aufgestanden. Aber nur, weil sie gleich wieder zum Feiern geht: Sie ist zum Baden

im Hafen verabredet, dann zu einer Gartenparty.

Marie hat gerade ihr „Studentenexamen“ bestanden, wie das Abitur in Dänemark heißt. Symbol dafür ist eine weiße Mütze, ohne die gehen die Abiturienten in den langen Tagen und kurzen Nächten des Juni nicht aus dem Haus. Viele Radler und Fußgänger lächeln und rufen ihnen zu: „Tillykke!“ – „Herzlichen Glückwunsch!“

In Dänemark haben die Alten nicht das Gefühl, dass ihnen die Jungen etwas schulden. Im Gegenteil: Die Jugend soll eine möglichst unbeschwerte Zeit haben. Deshalb ist meiner Tochter der Gedanke eines Pflichtdienstes fremd. Stattdessen sind für sie nach dem Gymnasium zwei Sabbatjahre eine Art Menschenrecht. Sie will reisen und ein halbes Jahr auf eine „Heimvolkshochschule“. Dort leben junge Leute in einem Haus auf dem Land zu-

sammen, sie spielen Theater, malen, schreiben, machen Sport und Musik. Ohne Leistungs- und Notendruck. Das Geld für den Aufenthalt muss sich Marie erst verdienen, sie will zunächst in einem Kindergarten arbeiten.

Ihr Bruder Johan, vier Jahre älter, hat keinen Militärdienst geleistet. Zwar gibt es nominell noch eine Wehrpflicht für Männer, aber von echter Pflicht kann keine Rede mehr sein. Seit vielen Jahren sind Plätze in den zwanzig Kasernen knapp, niemand wird gegen seinen Willen eingezogen. Immerhin 99 Prozent der jungen Männer bewerben sich aktiv darum, an dem Dienst teilnehmen zu dürfen. Auch Frauen können sich bewerben. In Dänemark ist das Militär hoch angesehen, die jungen Menschen sehen sich als Kämpfer für Demokratie und Freiheit.

BERND HAUSER

Fotos: Bernd Hauser; Theresa Breuer

Die weißen Mützen fliegen: Zeugnisübergabe an Marias Gymnasium.



Verschleierte Identität: Außerhalb ihres Hauses müssen Frauen heute wieder Burka tragen.

AFGHANISTAN

Ihre Waffe war der Mut

MILITÄRDIENST

Die Taliban kontrollieren das Land, das staatliche Militär hat sich aufgelöst.

SOZIALDIENST

Gibt es nicht.

Seit dem Abzug der westlichen Truppen im August 2021 werden ehemalige Soldaten und Soldatinnen von den Taliban verfolgt. Kein junger Mensch, der bei Verstand ist, denkt daran, sich ihnen anzuschließen. „Sie haben meinen Vater umgebracht“, sagte mir ein arbeitsloser Zwanzigjähriger, „und jetzt soll ich ihnen dienen?“

Auch wenn es nichts mehr zu lachen gibt, dieser bittere Witz kursiert in Afghanistan: „Solltest du dich jemals nutzlos fühlen, dann denke daran: Es erforderte zwanzig Jahre Krieg, Billionen von Dollar und vier US-Präsidenten, um die Taliban durch die Taliban zu ersetzen.“

Die Extremisten haben das Land in ein schwarzes Loch verwandelt. Es verschlingt vor allem seine Jugend. Sie hat in den vergangenen Jahren nicht nur Krieg, Terror und Korruption erlebt, sondern auch Hoffnung geschöpft. Soldaten, unter ihnen junge Frauen, haben gekämpft: für Freiheit,

Selbstbestimmung, ein besseres Leben.

An vorderster Front standen Frauen. Ihre Waffe war ihr Mut. Sie haben die konservative Gesellschaft herausgefordert, indem sie Sport trieben und studierten, sich scheiden ließen und in der Armee dienten. Viele zahlten dafür mit ihrem Leben. Sie wurden von extremistischen Kämpfern ermordet, oft auch von Vätern und Brüdern. Selbstbestimmte Frauen galten für viele konservative Afghanen als Schande für die Familie.

Das Land ist bankrott, die Wirtschaft am Boden. Die Machthaber können ihre Leute nicht mehr bezahlen, von neuen Streitkräften ganz zu schweigen. Junge Männer haben zwar etwas mehr Rechte als Frauen, aber auch ihnen bieten sich kaum Perspektiven. Vor meiner Ausreise im vergangenen Jahr sprachen mich darauf immer wieder Taxifahrer, Verkäufer, Jugendliche und selbst Anhänger der Taliban auf der Straße an. Noch immer schicken mir Eltern die Lebensläufe ihrer arbeitslosen Kinder – und am Ende steht jedes Mal die Frage: Kannst du uns helfen, nach Deutschland zu kommen?

THERESA BREUER

FRANKREICH

Mit Marseillaise und Trikolore

MILITÄRDIENST

Seit 1997 ausgesetzt.

SOZIALDIENST

Geplant ist ein vierwöchiger Pflichtdienst für Jungen und Mädchen, aber er lässt auf sich warten.

Eigentlich müsste es den Pflichtdienst für junge Menschen längst geben. Staatschef Emmanuel Macron hat ihn bereits 2017 angekündigt. Doch seit sechs Jahren lässt der sogenannte Service National Universel (SNU) auf sich warten. Dabei finden drei Viertel aller jungen Franzosen, dass er eine gute Sache ist.

Ziele und Gestaltung sind klar umrissen. Der vierwöchige Dienst für 15- bis 17-Jährige soll den gesellschaftlichen Zusammenhalt festigen und Nähe zwischen Armee und Volk schaffen, die einander nach der 1997 beschlossenen Aussetzung der Wehrpflicht fremd geworden sind.

In den ersten beiden Wochen würde das Militärische dominieren: halb sieben aufstehen, eine marineblaue Uniform anlegen, das Käppi mit Kokarde aufziehen, die Trikolore hissen und die Marseillaise anstimmen. Es folgt Unterricht

zu Themen wie Selbstverteidigung, Erste Hilfe oder dem bei Terroranschlägen gebotenen Verhalten. In der zweiten Hälfte steht Soziales im Vordergrund, etwa die Arbeit in einem gemeinnützigen Verein.

Wenn der Pflichtdienst trotz klaren Konzepts und deutlicher Zustimmung der Jugendlichen nicht vorankommt, dann wegen der Vorbehalte der Erwachsenen. Auf Kritik stoßen die Kosten von zwei Milliarden Euro jährlich. Schulen und Hochschulen finden, der Staat solle das Geld besser für Bildung ausgeben. Anstoß erregt auch die Verbindung von militärischem und sozialem Engagement als widersinniger Spagat. Und dann sind da auch noch die Juristen, die einwenden, die Einführung eines Pflichtdienstes könne gegen die Verfassung verstoßen.

Angesichts des vielfältigen Widerstands ruft Frankreichs Regierung junge Französisinnen und Franzosen auf, sich freiwillig zum Service National Universel zu melden. Der Zuspruch hält sich in Grenzen. Nur knapp fünf Prozent sind dem Aufruf im vergangenen Jahr gefolgt.

AXEL VEIEL



Der Sozialdienst ist unbeliebt: Nicht viele wollen Bedürftigen helfen.

SCHWEIZ

Die Jugend will zum Militär

MILITÄRDIENST
Acht Monate.

SOZIALDIENST
Wer als untauglich eingestuft wird, muss acht Monate Zivildienst leisten, den er im Zeitraum von 14 Jahren abstoßern darf. Wer den Dienst an der Waffe aus Gewissensgründen verweigert, muss zwölf Monate ran.

Im Vergleich zu anderen Ländern ist die Wehrbereitschaft der Schweizer Jugend sehr hoch. Nur jeder sechste entscheidet sich für den Ersatzdienst. Es gibt aber auch politische und geschichtliche Gründe: Die neutrale Haltung der Schweiz verbietet Kriegseinsätze im Ausland, dafür lebt der Mythos des tapferen Eidgenossen, der seine Freiheit verteidigt, bis heute fort. Bei der Generation Z liegt die

Wehrbereitschaft noch höher. Dazu beigetragen haben die instabile Weltlage, das verbesserte Image der Schweizer Armee und die Sehnsucht nach Struktur und Kameradschaft. Zudem fördern die beliebten Shooting Games bei jungen Männern den Wunsch, mit richtigen Waffen zu schießen.

In den vergangenen Jahren übernahmen Zivilschützer zunehmend Aufgaben im Gesundheits- und Sozialbereich. Vor allem während der Pandemie unterstützten sie Pflegenden, bauten Notspitäler auf oder kümmerten sich um Bedürftige. Sie kommen auch in Bereichen wie Umweltschutz, Landwirtschaft, Kulturgut, Schule und Katastrophenschutz zum Einsatz.

MARTIN MÜHLEGG

BELARUS

Arbeitsklaven nach dem Studium

MILITÄRDIENST
Für Männer, die studieren, ein Jahr zwischen 18 und 27 Jahren. Für die anderen ein halbes Jahr länger.

SOZIALDIENST
Zwei Jahre Praktikum für Männer und Frauen als Gegenleistung für ein kostenloses Studium.

In Belarus kontrolliert der Staat jeden Aspekt im Leben der Menschen und vermittelt ihnen dabei die Vorstellung, dass ihm ein großer Teil ihres Lebens gehört.

So ist die Ausbildung an einer Hochschule zwar kostenlos, aber Studierende müssen nach ihrem Abschluss als Gegenleistung ein Praktikum machen. Die Idee mag fair und praktisch klingen, beschert den jungen Menschen aber eine Menge Probleme.

In vielen Fällen werden sie als „junge Spezialisten“ in Stellen vermittelt, die nicht zu ihrem Abschluss passen, oder in entlegene, unterentwickelte Gebiete des Landes geschickt, wo sie fern von Familie und Freunden unter sehr schwierigen Verhältnissen leben

und arbeiten müssen. Ein Absolvent der Philosophie kann in einem Kindergarten landen, ein Ökonom als Buchhalter in einem Dorf bei Tschernobyl – und man kann nichts dagegen tun: Ein Ausschuss entscheidet auf Grundlage verfügbarer Stellen, die meist mies besoldet sind. Zwei Jahre lang wird man zum Sklaven des Systems und erledigt Aufgaben, auf die man weder pädagogisch noch emotional vorbereitet ist.

Statt die Wirtschaft anzukurbeln und attraktive Arbeitsmöglichkeiten in unterentwickelten Regionen des Landes zu schaffen, bewinkt der Staat durch die Zwangsverpflichtungen das Gegenteil. Arme Gebiete erhalten desillusionierte „junge Spezialisten“, die ihre Tage als Sklavenzeit empfinden. Ich bin überzeugt, dass wir alle jetzt nur eines brauchen: dass wir frei wählen dürfen, was wir tun. Nur dadurch schaffen wir verantwortungsvolle Aufgaben für unseren Nachwuchs. Und damit Fortschritte für unser Land.

OLGA BUBICH

PHILIPPINEN

Wer stoppt die Abwärtsspirale?

MILITÄRDIENST
Gibt es nicht. Nur eine Berufsarmee.

SOZIALDIENST
Gibt es nicht. Aber viele zivilgesellschaftliche Initiativen.

Viele Filipinos sind von der Demokratie enttäuscht. Armut und Korruption sind weit verbreitet, soziale Ungerechtigkeit und Einkommensunterschiede groß, Vertrauen in Politiker gering. Man erwartet von ihnen, dass sie sich die Taschen vollstopfen, aber nicht, dass sie etwas für die Gesellschaft tun. Auf Korruptionsskandale reagieren Philippiner mit einem Schulterzucken. Der Staat erwartet im Gegenzug auch nichts von ihnen.

Wer sich engagieren will, schließt sich zivilgesellschaftlichen Initiativen an.

Wie die von Daniel Vinluan, 27. Er arbeitet mit Freiwilligen als ehrenamtlicher Notfall-sanitäter, sammelt Verkehrstote ein, verbindet Wunden, fährt Verletzte auf seinem Moped ins Krankenhaus.

Die vergangenen sechs Jahre habe ich den Drogenkrieg von Präsident Rodrigo Duterte begleitet, in dem bis zu 30.000 Menschen von Polizisten und Todesschwadronen getötet wurden. Rechtsstaatlichkeit ist zu großen Teilen abgeschafft. Journalisten werden bedroht, Fernsehsender geschlossen, Menschenrechtsanwälte ermordet. Im Juni 2022 wurde Ferdinand Marcos Jr. zum Präsidenten gewählt, Sohn des Ex-Diktators. Ich bezweifle, dass mit ihm eine Rückkehr zu Demokratie und Rechtsstaatlichkeit beginnt.

CARSTEN STORMER

KUBA

Weglaufen statt engagieren

MILITÄRDIENST
Für Männer ohne Uni-Abschluss zwei Jahre, für Männer mit Uni-Abschluss ein Jahr plus zwei Jahre Sozialdienst.

SOZIALDIENST
Drei Jahre für Frauen, die studieren. Frauen, die nicht studieren, müssen keinen Sozialdienst machen.

Im kubanischen Fernsehen beteuern Kadetten, dass sie es gut finden, Soldat zu sein. O-Ton: „Ich muss helfen, unser Land zu verteidigen.“ Gleichzeitig stimmen die Menschen mit den Füßen ab. Allein im vergangenen Jahr haben rund 300.000 Menschen das Land verlassen, weil die Krise nicht endet. Grund ist die permanente Mangelwirtschaft, die durch Inflation und US-Embargo verschärft wird. Sie haben keine Hoffnung mehr, dass

die Situation irgendwann besser wird. Viele meiner Freunde waren darunter. Junge, sehr oft gut ausgebildete Kubaner:innen gehen weg und fehlen natürlich überall.

Nach der Ausbildung kommt für die jungen Männer erst mal der Wehrdienst, für die mit Uni-Abschluss ein Jahr plus zwei Jahre Sozialdienst. Für die ohne Studium zwei Jahre Militärdienst. Junge Frauen müssen drei Jahre lang einen Sozialdienst leisten. Der Staat sieht das als Gegenleistung für die kostenlose Schul- und Berufsausbildung. Lust darauf haben die Wenigsten. Der kubanische Peso leidet unter starker Inflation, ein staatlicher Durchschnittslohn liegt bei 4.000 kubanischen Pesos – lediglich das Doppelte eines Kartons Eier auf dem Schwarzmarkt.

SVEN CREUTZMANN

GROSSBRITANNIEN

Kinder an die Waffen

MILITÄRDIENST
Seit 1960 abgeschafft. Stattdessen gibt es ein Berufsheer.

SOZIALDIENST
Gibt es nicht.

Großbritannien rekrutiert als einziges Land in Europa sechzehnjährige Jungen. Erst im Juni wurde in einem UN-Bericht über die Rechte von Kindern im Vereinigten Königreich festgestellt, dass junge

Menschen aus benachteiligten Verhältnissen in den Streitkräften des Landes überrepräsentiert sind und die meisten dieser jungen Rekruten aus armen Familien stammen. Obgleich empfohlen wird, die Altersgrenze auf 18 Jahre anzuheben, werden nach wie vor Teenager angeworben. Es gibt sogar Werbetrupps, die Zwölfjährige auf einen Dienst

an der Waffe einstimmen. Um mehr von ihnen zu gewinnen, wurden Anforderungen an Gesundheit, Fitness und Lesefähigkeit gelockert. Trotzdem geht die Zahl Dienstwilliger kontinuierlich zurück. Gründe sind mickrige Gehälter, schlechte Unterkünfte und die niedrige Moral der Truppe.

EMMA JOHN

Foto: VBS/DDPS



NOMOS
GLASHÜTTE



Tangente 38 – 50 ans de Médecins Sans Frontières. Die Zwölf in Rot steht für die lebensrettenden Hilfeinsätze der nobelpreisgekrönten Organisation. Für jedes verkaufte Modell der NOMOS-Ikone mit dem weiß versilberten Zifferblatt gehen 100 Euro direkt und ohne Abgaben an Ärzte ohne Grenzen. Das Glashütter Manufakturwerk Alpha wurde für die Limited Edition nach Chronometerwerten reguliert. Weltweit gibt es nur 2021 Exemplare dieses Sondermodells. Im besten Fachhandel erhältlich, sowie online: nomos-glashuette.com

„Dran! Drauf! Drüber!“ Irgendwo in den Wäldern Litauens. Vier von 1.600 Soldaten und Soldatinnen aus Deutschland, Kroatien und den Niederlanden sollen die Ostflanke des Atlantikpakts schützen.

„Töten wollen wir vermeiden“

Vier Grenadiere proben während des Manövers „Iron Wolf“ im Baltikum den Ernstfall. In ihrem Schützenpanzer Marder begleitet sie immer die Frage: „Bist du bereit, dein Leben zu lassen?“

TEXT JAN RÜBEL
FOTOS CHRISTOPH PÜSCHNER

Noch herrscht Frieden in dieser Waldecke. Vögel zwitschern in den Wipfeln, ein Frosch quakt aus einem nahen Teich, Tau wölkt unter der Morgensonne. Ruhe vor dem Sturm.

Vier Soldaten beugen sich über eine DIN-A4-Karte. Sie liegt auf dem Heck eines Schützenpanzers, den Fichtenzweige verdecken, kaum zu erkennen, dass sich darunter ein Marder verbirgt. Gestern Nacht haben sie ihn hier am Waldrand geparkt, haben nach Scharfschützen und Sperren gespäht, sind auf der Suche nach Minen über den Waldboden auf allen vieren gerobbt. Danach ein paar Stunden Schlaf auf der Triebwerkraumklappe, welche noch ein bisschen Motorwärme gespeichert hat.

„Warten, warten, warten“, sagt einer und faltet die Karte zusammen. „Daran muss man sich gewöhnen, wenn man mit uns unterwegs ist.“

Doch die Gewissheit, dass es jede Sekunde losgehen kann, hält wach – und bietet Gelegenheit, ihn und seine Kameraden ein wenig näher kennenzulernen: jeder ein Freiwilliger, der sich in jungen Jahren dem Wehrdienst in Deutschland verschrieben hat und jetzt den Ernstfall proben wird. Der spielt sich diesen Sommer auf einem Manöver der NATO in Litauen ab, Ostflanke des Atlantikpakts, nur hundert Kilometer von der russischen Grenze entfernt. Tausendsechshundert Soldaten und Soldatinnen aus Deutschland, Kroatien und den Niederlanden treten dabei gegen ebenso viele litauische Kameraden an, die als Gegner agieren.

Fast einen Kontinent weit von deutscher Heimat entfernt drängt sich die Frage auf, wofür und warum diese vier jungen Leute bereit sind, im Ernstfall Kopf und Kragen zu riskieren, dabei aber auch in Kauf nehmen, anderen Tod und Verderben zu bringen. Ihre Antworten fallen knapp aus, sie meiden große Worte. Zwei von ihnen tragen sogar merkwürdige Tarnnamen wie Eppelyou, 31, und Dobby, 28, zwei heißen schlicht Mike, 33, und Robert, 35, wie's ein Schriftband auf der Uniform angibt. Wer in diesem Team welche Aufgaben zu erfüllen hat, welche Rangordnung herrscht, verraten weder Streifen, Winkel, Orden noch zackiges Grüßen oder Hackenschlagen. Erst der Einsatz wird zeigen, nach welchen Regeln das Team operiert. Als das Funkgerät knackt, ist es so weit.

„Die Kroaten stehen unter Feuer“, ruft Major Robert, Kompaniechef für 180 Grenadiere, die er



Oberstabsfeldwebel Eppelyou (oben), Fahrer des Marders: „Einen gewissen Grundkurs im Umgang mit Waffen sollte jeder haben. Man weiß ja nie.“

Hauptfeldwebel Mike (Mitte), Kommandant des Marders: „Seit 2008 bin ich beim Bund und habe noch keinen einzigen echten Schuss auf einen Menschen abgegeben. Darüber bin ich sehr froh.“

Oberstabsfeldwebel Dobby (unten), Richtschütze des Marders: „Viele wollen einen Job mit viel Geld für möglichst wenig Arbeit. Ich bin lieber draußen, mache meine 42-Stunden-Woche und mehr. Und ich tue es auch für unser Land. Das Land tut ja auch viel für uns.“



Major Robert, Kompaniechef für 180 Grenadiere: „Wenn es die Wehrpflicht nicht gegeben hätte, wäre ich nicht hier. Nie hätte ich mir träumen lassen, mal Dutzende Leute zu kommandieren.“

vom Marder aus per Funkgerät dirigiert. „Brauchen wahrscheinlich Hilfe.“

Fahrer Eppelyou ist schon unterwegs, springt durch die Fahrerluke und sitzt gleich darauf am Steuer, während Richtschütze Dobby die Position hinter dem Bordgeschütz einnimmt. Panzerkommandant Mike, der aus dem Turm schaut, bestimmt, wo's langgeht: „Sicherung einziehen, vorwärts Marsch!“

Der Marder röhrt auf und fährt los, vor ihm auf der Waldschneise dröhnen zwei mächtige Kampfpanzer vom Typ Leopard. Hinter ihm reihen sich zwei Fuchs-Transportpanzer ein. Wir Reporter dürfen uns Pressefeldwebel Widdel anschließen, der in einem Allrad-Geländewagen vom Typ Greenliner den Manö-

verangriff begleitet. „Ich fahr einen Bogen“, erklärt er. „Dann kommen sie von Südost auf uns zu.“

Wie auf hoher See schaukelt der Wagen durch schlammiges Terrain, vorbei an Birken und Fichten. Noch ist Zeit, ein paar persönliche Fragen nach woher und wohin zu stellen. Dreißig wird er demnächst, sagt Widdel, und wird „bei der Gelegenheit ein paar Würste auf den Grill hauen für die Jungs, dazu 'ne Palette Cola“.

Zu Hause, in Bückeburg, hatte ihn seine Frau vom Einsatz im fernen Litauen abhalten wollen. „Aber ich wollte unbedingt noch mal raus.“ Klar, schon bitter, so weit weg zu sein, besonders von der Tochter, zweieinhalb sei sie und daran gewöhnt, von ihm gebadet und ins Bett gebracht zu werden. →

→ Ein paar Kilometer weiter holt ihn der Krieg wieder ein: Im Dickicht versteckt hört man Granatschläge aus Mörsern, ein Maschinengewehr rattert. Dann rasen drei Leoparden über den Waldweg heran. Ein Trupp litauischer Soldaten springt aus der Deckung am Waldrand. Zwei von ihnen feuern eine Flugabwehrrakete auf den ersten Leo ab und treffen ihn. Zum Glück nur eine Simulation, mit scharfer Munition wäre der Leo jetzt ein Wrack und seine Vier-Mann-Besatzung tot.

„Seit dem Ukrainekrieg ist unser Berufsverständnis ernster geworden“, sagt Widdel. „Ich denk mir seitdem: Bleib bloß fit. Im Zweifel muss man rennen können.“

Will er bei der Bundeswehr bleiben?

„Ich mach das noch sechs Jahre und schau dann mal.“ Bundeswehr, das sollte wieder Pflicht werden, ebenso wie ein Dienst für Feuerwehr, Rettungseinsatz, Erziehung oder Pflege. „Das seh ich als Bürgerpflicht. Jeder von uns muss dienen.“

Wäre so was nicht ein überharter Eingriff in die Freiheit?

„Steuern zahlt man auch.“ Eine Entwaffnung in vier Worten.

Für einen Moment bleibt der Greenliner stecken. Die Räder drehen durch. Widdel schaltet in den Rückwärtsgang, gleitet langsam aus der Furche. Schaltet wieder und fährt weiter.

„Die Bundeswehr ist ein typischer Querschnittsberuf“, sagt er. „Da schärft man sein Verständnis fürs Allgemeinwohl. Dafür, dass es verschiedene Denkweisen gibt. Und dass jeder akzeptiert werden soll, wie er ist. Es sind ja komplett unterschiedliche Typen hier.“ Akzeptanz und Offenheit, wiederholt er, zeichne doch eine gute Gesellschaft aus. In der Ferne knallt es.

Nach einer Stunde weist ein Leopard-Panzer im Dickicht das Ende der Fahrt. Er sichert die Route von hinten. Dann erscheint die Silhouette des Marders vor einem Teich. Der Motor grummelt gegen ein Froschkonzert an. Major Robert läuft vorm Panzer hin und her, spricht in sein Funkgerät. Seine Maschinenpistole baumelt vorm Bauch. Eppelyou hockt noch am Lenkrad. Über Dobbys Gesicht verschmiert Schweiß die Tarnschminke.

„Alpha zwei, Lagefrage“, befiehlt Robert per Funk. „Hast du Kontakt zu den Holländern?“

„Charly hat nur noch 25.“

Offenbar keine gute Nachricht. Der Angriff war zwar ein Erfolg, aber drei Viertel aller Leos wurden vernichtet. Robert stockt. „Das wär ein schrecklicher Verlust.“ Er braucht eine Weile, um sich zu fassen. „Aber alle haben sich taktisch extrem gut verhalten. Pause.“

„Klasse“, ruft Eppelyou, schwingt sich aufs Panzerheck und angelt Wasserflasche und Kaffeema-

schine aus einer Klappe. Ein Zwölf-Volt-Anschluss zum Armaturenbrett lässt sie gluckern.

Die Sonne sinkt. Es dämmt, doch die Gesichter hellen sich auf, das Ende dieser Übung sorgt für Entspannung. Eppelyou zieht das 20-Millimeter-Kanonrohr heraus, um die Munition zu checken. Kommandant Mike dokumentiert auf einem Tablet die Zahl abgegebener Schüsse.

„Seit 2008 bin ich beim Bund. Und habe noch keinen einzigen echten Schuss auf einen Menschen abgegeben“, sagt er. „Darüber bin ich froh.“ Bevor es nach Litauen ging, habe er sich intensiv mit dem Sterben beschäftigt, mit seiner Familie gesprochen. „Tod und Töten würde man lieber vermeiden, klar. Gehören aber zum Dienst. Wegdenken macht keinen Sinn.“ Doch Gewalt müsse immer letztes Mittel sein, „wer die sucht, ist hier falsch“.

Nur was bedeutet das: Dienst fürs Land?

Er zögert. „Das ‚Land‘, das klingt so materiell. Ich tue es für die Gesellschaft und unser freiheitliches System.“

Eben lag die Heimat noch in weiter Ferne, jetzt ist sie ganz nah. „Dienst bis zum Tod, das klingt komisch und pathetisch“, sagt Mike. Mit Hingabe habe das nichts zu tun, „im Zweifel mit Konsequenz“. Ein bisschen Hingabe in der Gesellschaft vermisse er aber schon, „also das, was man eigentlich Solidarität nennt“.

Fünf Tage haben sie draußen campiert, Teil der Battlegroup, die den NATO-Auftrag hat, einem Angriff aus dem Osten so lange standzuhalten, bis Verstärkung eintrifft. Der Gefechtsverband unter deutscher Führung läge im Kriegsfall an vorderster Front. Und dies in einem Land, in dem sich alle die bange Frage stellen: Was, wenn die Ukraine fällt? Sind wir dann die nächsten? Wie werden sich dann unsere „Bürger in Uniform“ schlagen? Gegen die Sowjetarmee und Wagnersöldner.

Dobby gähnt. Trotz aller Drohung wirkt er gelassen, seinen Dienst rund um die Uhr kommentiert er mit leiser Ironie. „Überstunden im Manöver können wir ja später in der Heimat abbummeln“, sagt er.

Und wie blicken er und die Kameraden aufs ferne Deutschland?

„Über den Bildschirm unserer Handys“, grinst Mike. „Täglich videotelefoniere ich.“

Er streckt die steifen Glieder, eine nächste Nacht mit nur zwei, drei Stunden Schlaf wartet auf sie. Es beginnt zu regnen. Dobby zieht eine Plane aus dem Inneren des Panzers und spannt sie gemeinsam mit Mike zwischen zwei Bäumen. Der Gedanke an die Familie verscheucht für einen Moment das Lächeln, das der Hauptfeldwebel so oft zeigt. Mike ist Antreiber der Crew, ein Späßchen hier, ein aufmunternder Satz da.

Okay, weg von den Lieben, das sei nicht schön, räumt er ein. Die Ehefrau allein mit zwei Kindern,



Seit zwei Jahren sind die vier Grenadiere und ihr Panzer zusammen. Was sie verbindet: Teamspirit und Draußensein.

sie voll berufstätig. „Aber wir haben Verwandte und Freunde um die Ecke, die Nachbarn und meine Eltern. Deren Hilfe fordere ich auch ein.“

Aus dem Wald schleppt Oberstabsgefreiter Eppelyou ein Bündel Äste herbei. Wenige Meter vom Marder entfernt prasselt ein Lagerfeuer.

Dass andere für einen da sind und man selbst für andere – das könnte nach Sozialkitsch klingen, aber bei Mike hört es sich an wie Alltag, wenn er vom Dorfleben in Mecklenburg erzählt, von Einsätzen mit der Freiwilligen Feuerwehr, vom Blutspenden und von der Bereitschaft, in Notfällen einzuspringen, auch im Job auf dem Panzer. „Gehört dazu“, fasst er norddeutsch knapp zusammen, gähnt und räkelt sich auf seiner Luftmatratze am Feuer.

Es gibt ein geflügeltes Wort in der Battlegroup. Alle sagen es irgendwann: ob Oberkommandierender, Sanitäter, Koch oder auch Mike: „Wir sind hier, um jeden Zentimeter litauischen Boden zu verteidigen.“ Zur selben Stunde, tausendfünfhundert Kilometer östlich, haben sich ukrainische Soldaten in der Stadt Bachmut verschanzt, ziehen russische Angreifer in einen Häuserkampf, bei dem es um jeden Meter geht.

Neben Mike stochert Dobby mit einem Stöckchen in der Glut und erinnert sich an seinen ersten Tag bei der Bundeswehr. „Ich war schon ziemlich aufgeregt“, sagt er. „Die erste Nacht konnte ich kaum schlafen.“

„Hat sich nicht geändert“, sagt Eppelyou und lacht. Beide wurden zur Wehrpflicht eingezogen, traten also nur für neun Monate an.

„Dann verlängerte ich immer wieder“, sagt Eppelyou. „Es gefiel mir.“ Der Teamspirit, das Draußensein.

Seit zwölf Jahren fährt er den Marder, „beweglicher als ein Auto, kommt aber langsam in die Jahre, manchmal wünsche ich mir vierhundert PS mehr“. Für ihn sei das ein Job, bei dem man etwas fürs Land tue, und das nicht nur fürs Geld.

Das sieht Dobby auch so: „Viele wollen einen Job mit möglichst viel Geld für möglichst wenig Arbeit. Ich bin lieber draußen, mache meine 42 Stunden in der Woche und mehr.“

All die vielen Geschichten von früher, dass die Bundeswehr ein Zeittotschlag-Verein wäre mit viel Nichts und noch mehr Alk, die kennt die Besatzung dieses Panzers nicht. Die Zeiten haben sich geändert, Auslandseinsätze wie hier in Litauen prägen die Streitkräfte. Seit zwei Jahren fahren die vier gemeinsam im Marder. Sie sind miteinander vertraut. Und wenn sich die Luke schließt, ist auch „Major Robert“ hier nur noch „der Robert“.

„Heute ist man schlicht anders beeinflusst“, sagt Robert. „Früher war es mehr oder weniger die Schulklasse, die Nachbarschaft, die Straße. Heute ist es die ganze Welt.“ Eigentlich finde er das super. „Aber es wird beliebiger, unschärfer. Über die Gesellschaft an sich denkt man weniger nach.“

Wie weit würden er und seine Kameraden denn für diese Gesellschaft gehen? Wie steht es um ihre Belastbarkeit, wären sie bereit, für ihr Land sterben?

Dobby schaut aufs Feuer. „Diese Frage hat jeder von uns im Kopf“, sagt er nach einer Weile. „Und jeder von uns hat sie für sich beantwortet. Aber darüber spricht man nicht gern.“

Seinen Eltern versichere er immer wieder, dass sie sich nicht ängstigen bräuchten. „Wir sind gut vorbereitet und ausgebildet.“

Auch auf den Tod?

Er lacht kurz auf. „Mehr aufs Überleben.“ ■

Geschichte der Bundeswehr



26.10.1950

Das „Amt Blank“ wird gegründet, benannt nach dem Leiter Theodor Blank. Es ist Vorläufer des Bundesministeriums der Verteidigung. Die Behörde soll die Wiederbewaffnung vorbereiten – mit Offizieren und Unteroffizieren, die schon im 2. Weltkrieg gekämpft haben. Die Wiederbewaffnungspläne führen zur Gründung der Friedensbewegung.

05.05.1955

Beitritt in die NATO. Zeremonie dazu am 09.05.1955 in Paris.

10.10.1955

Bundespräsident Theodor Heuss ernennt die ersten Soldaten der neuen deutschen Streitkräfte. Bis zum 1. August 1955 treten 150.000 Bürger freiwillig in die Bundeswehr ein. Von 14.900 Offizieren und Unteroffizieren waren 12.630 bereits bei Wehrmacht oder Waffen-SS.

Juli 1956

Erstes NATO-Manöver mit deutscher Beteiligung im Raum Göttingen.

28.10.1956

Schule der Bundeswehr für innere Führung in Köln eröffnet. Der „Staatsbürger in Uniform“ wird kreiert. Es ist dringend notwendig, die Streitkräfte in die demokratischen Strukturen der Gesellschaft zu integrieren.

01.04.1957

Die ersten Wehrpflichtigen ziehen in die Kasernen der Bundeswehr. Die Wehrpflicht besteht 54 Jahre.

26.02.1960

Erster Hilfseinsatz der Bundeswehr im Ausland: Nach einem Erdbeben in Agadir/Marokko leisten dort Soldaten Katastrophenhilfe.

16.02.1962

Die große Sturmflut in Hamburg. 40.000 Soldaten helfen. 9 kommen ums Leben. Enormer Prestigegewinn der neuen Armee.

24.01.1966

Starfighter-Affäre: Von 916 Kampfflugzeugen vom Typ Lockheed F-104 stürzte ein Drittel ab, 116 Piloten kamen ums Leben.

1970

19.363 Wehrdienstverweigerer gibt es in Deutschland, Tendenz steigend. Seit dem Vietnam-Krieg und den Protesten gegen den NATO-Doppelbeschluss ziehen es immer mehr Jugendliche vor, Zivildienst zu leisten. Die NATO kündigt die Aufstellung neuer mit Atomsprengköpfen bestückten Mittel-

streckenraketen (Pershing II) und Marschflugkörper an. Und verlangt bilaterale Verhandlungen der Supermächte über die Begrenzung ihrer Atomraketen.



1971

Der berühmte „Haarnetz-Erlass“. Die Wehrpflichtigen können jetzt auch mit langen Haaren dienen, eingepackt in einem Netz.



01.10.1975

Die ersten 5 weiblichen Sanitätsoffiziere.

24.10.1979

Der erste Leopard-2-Kampfpanzer wird ausgeliefert.

20.09.1982

2. Erlass „Bundeswehr und Tradition“. Distanzierung der demokratischen Bundeswehr von der Hitler-Wehrmacht. Zunehmend werden rechte Zellen und rechtes Gedankengut in den Kasernen entdeckt.

1983

General und stellvertretender NATO-Oberbefehlshaber für Europa Günter Kießling zum vorzeitigen Abschied aus der Bundeswehr gedrängt. Grund war Kießlings angebliche Homosexualität.

März 1987

Zwei Bundeswehr-Offiziere nehmen zum ersten Mal als Beobachter an einem Manöver des Warschauer Paktes in der DDR teil, ein Militärbündnis kommunistischer europäischer Staaten.

01.06.1989

Erstmals 50 weibliche Rekruten. Ab 2001 dann alle Laufbahnen uneingeschränkt für Frauen geöffnet.

03.10.1990

Die Nationale Volksarmee (NVA), die Streitkräfte der DDR, wird aufgelöst. Standorte, Einrichtungen und Ausrüstung wird der Bundeswehr übergeben.

30.06.1995

Bosnien-Herzegowina: Der Deutsche Bundestag beschließt erstmals nach dem 2. Weltkrieg, deutsche Soldaten in einen bewaffneten Einsatz zu schicken.

Seit 2001

Im Rahmen der Bekämpfung des internationalen Terrorismus auch Einsätze im Seegebiet am Horn von Afrika.

01.01.2011

Zum letzten Mal werden Wehrpflichtige zwangsweise einberufen. Der Bundestag hatte die Aussetzung der Wehrpflicht, Paragraph 12 a, beschlossen.

Seit 2016

Sicherung der NATO-Ostflanke im Baltikum.

29.01.2019

Der Wehrbeauftragte Peter Bartels stellt in seinem Jahresbericht im Bundestag eklatante Ausrüstungsmängel fest: kaum einsetzbare Panzer, defekte U-Boote, weniger als die Hälfte der Tornados und Eurofighter flugfähig.

Ende 2021

Die Bundeswehr gibt an, dass intern in 1.452 Verdachtsfällen gegen mutmaßliche Extremisten ermittelt werde. Das sind 436 mehr als im Vorjahr. 85 Prozent davon betreffen Rechtsextremismus.

Alle Fotos: picture-alliance / dpa

DIE WIEDEKING-STIFTUNG

steht für drei namensgleiche Stiftungen in Stuttgart, Bietigheim-Bissingen und Beckum, die von den Stiftern Ruth und Wendelin Wiedeking gemeinsam mit weiteren ehrenamtlichen Vorständen und Kuratoriumsmitgliedern geführt werden. Das Stiftungsvermögen beträgt insgesamt 40 Millionen Euro. Für gemeinnützige Projekte in den Bereichen Soziales, Kultur und Wissenschaft werden jährlich – je nach Antrags- und Ertragslage – zwischen 200.000 Euro und 500.000 Euro zur Verfügung gestellt.

Gefördert werden Einrichtungen wie beispielsweise **Horizont**, die wohnungslosen Müttern und deren Kindern in München ein sicheres Zuhause bietet. Die Stiftung **Kinderland Baden-Württemberg** wird für ihr Vorhaben, Feinmotorik und handwerkliche Fähigkeiten von Kindern zu verbessern, von der Wiedeking-Stiftung großzügig bedacht. Anlaufstellen für obdachlose Jugendliche, für Straßenkinder oder Familien in Krisensituationen werden genauso unterstützt wie das Festival **Leipzig zeigt Courage**, das **Deutsche Literaturarchiv in Marbach** oder Maßnahmen zur frühmusikalischen Erziehung und zur Sprachförderung von Kindern.

DIE WIEDEKING-STIFTUNG STEHT FÜR DIE FÖRDERUNG
VON RELEVANTEN, UNTERSTÜTZUNGSWÜRDIGEN GEMEINNÜTZIGEN
PROJEKTEN IN DEN BEREICHEN

Soziales, Kultur und Wissenschaft

Erläuterungen und Hinweise zur Antragstellung finden sich auf der Website:

www.diewiedekingstiftung.de

Brauchen wir wieder eine Wehrpflicht?

Eine Umfrage, die polarisiert. Campino: „1983 habe ich verweigert. Heute würde ich es wahrscheinlich nicht mehr tun.“ Konstantin Wecker: „Dass Militarismus wieder salonfähig wird, macht mir Sorgen.“

TEXTE MIRI WATSON



ULRICH WICKERT
Journalist

„Ich befürworte eine allgemeine Dienstpflicht, weil sie den Sinn für die Gemeinschaft stärkt und vermittelt, weshalb es ethischer Regeln bedarf, um ein friedliches Leben in der Gesellschaft zu fördern.“

KONSTANTIN WECKER
Musiker

„Dass Militärisches heute wieder eine Selbstverständlichkeit erlangt, macht mir Sorgen. Für mich ist alles, was Militarismus wieder in den Vordergrund rückt und salonfähig macht, suspekt. Schon seit früherer Kindheit war mir alles Soldatische unheimlich und jede Uniformierung zutiefst zuwider.“



ALICE SCHWARZER
Herausgeberin der Zeitschrift „EMMA“

„Ich bin eine unverbesserliche Pazifistin. Wäre ich zum Wehrdienst verpflichtet gewesen, ich hätte ihn verweigert und mir nicht träumen lassen, jemals für eine Wehrpflicht zu plädieren. Tu ich auch nicht, bin aber für einen Pflichtdienst, bei dem sich Männer und Frauen zwischen Wehrdienst oder Sozialdienst entscheiden können.“

GERHART BAUM
ehemaliger Innenminister (FDP) und Rechtsanwalt

„Die Welt ist aus den Fugen. In Europa ist in einigen Ländern der Rechtsstaat in Gefahr. Auch bei uns. Das zeigt sich in der hohen Zustimmung für die AfD und an immer neuen Themen. Kürzlich war es noch Covid, jetzt sind es die Flüchtlinge. Hinzu kommt eine romantische Friedenssehnsucht, die nicht bereit ist, Freiheit wehrhaft zu verteidigen. Doch Vorschlägen, dafür eine gesetzliche Pflicht einzuführen, folge ich nicht. Stattdessen appelliere ich an unsere jungen Leute, für die Demokratie zu kämpfen. Sie tun es ja nicht bei Gefahr für das eigene Leben, sondern um das Grundgesetz und seine Werte mit Leben zu erfüllen.“



EVA HÖGL
Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestags (SPD)

„Wir sollten eine Form des Wehrdienstes diskutieren, die Frauen und Männer gleichermaßen anspricht. Die alte Wehrpflicht galt ja nur für junge Männer. Zeitgemäßer wäre es auch, über die Teilnahme mittelalter Frauen und Männer zu reden. Dabei sollten wir so lange wie möglich den Status einer freiwilligen Teilnahme bewahren. Die allgemeine Wehrpflicht wieder einzuführen würde schon daran scheitern, dass wir dafür zu wenig Ausbilder und keine ausreichende Infrastruktur haben.“

GÜNTER WALLRAFF
Journalist

„Wir entwickeln uns immer mehr zu geschlossenen Gesellschaften, einer Art Kastengesellschaft. Wo gibt es noch jemanden aus einer Arbeiterfamilie, der Parlamentarier ist? Das war mal anders. Heute frage ich mich, ob eine Wehrpflicht nicht demokratischer wäre. Sie hätte für unsere Gesellschaft mehr Vorteile. Wenn Menschen aus verschiedenen Schichten in jungen Jahren zusammenkommen, ist das oft prägend. Und das fehlt.“



HERBERT GRÖNEMEYER
Musiker, Musikproduzent und Schauspieler

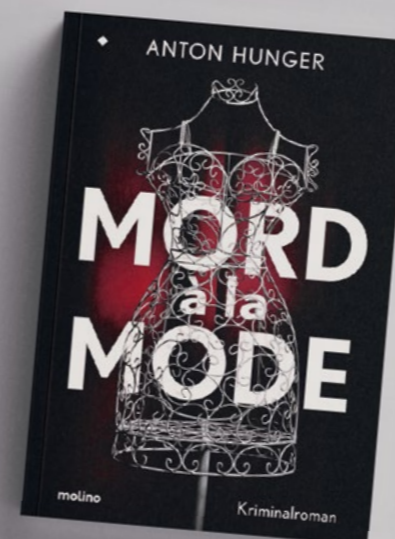
„Man darf sich nicht von Prinzipien festnageln lassen, wenn ein Land ausgelöscht werden soll. Was würde ich denn machen, wenn ich fürchten müsste, dass man meinen Eltern das Haus über dem Kopf wegschießt, meine Frau vergewaltigt und meine Stadt in Schutt und Asche legt? Dagegen muss sich doch jeder wehren und nicht sagen: Lass uns den Angreifer mal zum Kaffee einladen.“

CAMPINO
Sänger „Die Toten Hosen“

„Ich habe den Kriegsdienst 1983 verweigert. Unter den Umständen, die heute herrschen, würde ich das wahrscheinlich nicht mehr tun.“



Fotos: Markkus Tedeskin; picture alliance / Jeff Mangione / KURIER; picture alliance / SZ Photo; picture alliance / zb; picture alliance / photothek; picture alliance/dpa/dpa-Zentralbild; picture alliance/dpa; picture alliance/KEYSTONE



Anton „Toni“ Hunger, ein Rocker ohne Lederjacke, hat das glitschig-kriminelle Finanzarsenal der Mafia seziert. Hallöchen, und wie!

Udo Lindenberg Sänger

Mord à la Mode

Kriminalroman. 320 Seiten
DE) 24,00 Euro • 20 x 13 cm, gebunden
ISBN 978-3-948696-37-5 • Molino-Verlag, Sindelfingen





Helfen – unbedingt! Wenn auch nur für einen Tag

Die Sintflut im Ahrtal brachte nicht nur Tod, Leid und Zerstörung. Sie weckte bei den Menschen auch wieder Mitgefühl und Hilfsbereitschaft.

TEXT **ULRIKE POSCHE**

Wenn ich hier davon erzähle, was ich am 29. Juli 2021 erlebt und getan habe, fühle ich mich wie eine Hochstaplerin. Wie eine Angeberin der guten Tat. Die Bekenntnisse der Felicitas Krull.

Doch noch heute packt es mich, wenn ich die Bilder und Filmberichte von damals sehe. Die naturgewaltige Zerstörung, die leise Verzweiflung von Menschen, die alles an die Sintflut verloren hatten. Bilder, die man sonst eher ohnmächtig hinnimmt. Am 29. Juli 2021 aber war ich nicht ohnmächtig geblieben. Ich war bei denen, die anpackten; die halfen, das Unglück im Ahrtal mit aller Kraft zu lindern. Und die Erinnerung daran ist pures Glück, zum Weinen schön. Zugegeben, es war nur ein einziger Tag in meinem Leben. Aber es war einer von den erfüllten.

Genau zwei Wochen zuvor hatten wir in Hamburg am Strand gegessen. Es gab Wein, die Elbe glitzerte. Der Sommerabend umhüllte uns mit schwedischem Licht, ein Bild wie von Carl Larsson gemalt. Leider war das nicht überall in Deutschland so. Denn während wir lachten und tranken, saßen nur 500 Kilometer weiter südlich Männer, Frauen und Kinder auf ihren Hausdächern, klammerten sich an Satellitenschüsseln und hofften, gerettet zu werden. Die Hochwasserkatastrophe von 2021: Mindestens 185 Menschen ertranken in jener Nacht, Bewohner wurden weggeschwemmt, Häuser, Brücken, Landschaften und Existenzen versanken in brauner Schlammbrühe. Und nichts, null, rein gar nichts bekamen wir in Hamburg davon mit.

Früher war ich gelegentlich im Ahrtal gewesen, Rotweinwanderweg mit den Eltern, Klassenfahrt in der achten. Mir

war die Gegend vertraut. Am 27. Juli bestellte ich mir deshalb ein Paar schwarze Gummistiefel und stand kurz drauf auf einem Acker im rheinland-pfälzischen Ort Grafschaft. Im Industriegebiet über dem Ahrtal hatte sich vor Jahren die Firma Haribo niedergelassen. Und hier hatte der Sanitärhaus-Unternehmer Thomas Pütz aus Bad Neuenahr mit seinem Freund ein Helfer-Camp nebst Helfer-Shuttle für Hunderttausende von freiwilligen Fluthelfern aus ganz Deutschland und der Welt (USA und Niederlande) installiert, die es sonst schwer gehabt hätten, in die teils abgeschnittenen Orte am Fluss zu finden.

An jenem Morgen war ich die vielleicht 800. in der Schlange. Vor mir eine Frau aus Aachen mit halbwüchsigem Sohn, die beide schon seit Tagen kamen, um im Krankenhaus von Bad Neuenahr



Aufladen. Abfahren. Normalerweise setzen die Monteure der Firma Kipf & Sohn aus Franken Fenster und Türen ein oder bauen Wintergärten. Aber an diesem Tag waren sie um vier aufgebroschen, um im Ahrtal zu helfen. Putz abklopfen, Abriss, Schlamm wegkippen. Und abends, beim gemeinsamen Warten auf den Bus, sangen sie für die Hamburgerin: „Schön ist die Liebe im Hafen.“

„Ich war nicht ohnmächtig geblieben. Ich war bei denen, die anpackten. Die Erinnerung daran ist pures Glück.“

Schutt und Schlamm aus den Untergeschossen zu schaufeln. Sie hatte dort früher einmal als Pflegerin gearbeitet, fühlte sich verbunden. Hinter mir eine Truppe Franken. Die Fenster-Firma Kipf aus dem Bayerischen Markt Berolzheim hatte fünf Monteure nebst Besen und Werkzeug entsandt. Sie waren morgens um vier aufgebroschen. Ich achtete beim Plaudern nicht auf den Ackerboden, trat in ein Loch und dachte: Knöchel gebrochen, Einsatz vorbei. Aber dann wurden wir auf die Busse verteilt und ich vergaß den Knöchel. Die Franken und ich landeten mit vielen jungen Leuten in einem großen Gelenkbus, der Ahrweiler ansteuerte. Unterwegs Stimmung wie auf der Klassenfahrt und beim Ankommen – Stille. Hier in der Weltunterganglandschaft starb jedes Lachen, niemand von uns hatte so etwas je live gesehen. Dann wurden die Aufträge verteilt. Die Kipf-Jungs und ich stapften mit 20 anderen zum Campingplatz „Am Ahrtor“. Ein ehemals idyllisch gelegener Ferienort für Wohnmobile und Zelte, gleich am Ufer mit schönem Blick auf die Weinberge. Och, blöd, dachte ich zuerst, Campingplatz, unwichtig! Aber es hieß, die Betreiberin sei eine Alleinziehende und habe alles verloren: Ihr Wohnhaus war bis zum ersten Stock mit Schlamm überzogen, innen und außen; der Campingplatz war weg, einfach weg, ebenso wie das gesamte befestigte Ufer der Ahr. Das Waschhaus der Anlage war weggeschwommen, Bäume lagen ent-

wurzelt herum, Steinhäufen, Autokadaver und Schlamm, Schlamm, Schlamm. Eine braungrüne, zähe, stinkige Masse. Man kann sich nicht vorstellen, wie viel davon in einen Keller passt! Wir leerten zuerst das Untergeschoss, bargen wenige Fotos und Schultüten, auch Selbstgebasteltes. Per Menschenkette reichten wir Eimer um Eimer weiter. Der anschwellende Schutthaufen, den wir errichteten, musste immer wieder vom Caterpillar in Form gestaucht werden. Die Franken verstanden sich gut auf Abriss. Türen, Möbel, Eisengeräte, Heizungsanlagen – nichts war mehr zu gebrauchen, zack, war es draußen. Wir lernten uns langsam kennen. Es machte Spaß voranzukommen. Ein paar junge Männer begannen damit, die hart gewordene Lehmschicht vom Putz zu stemmen oder zu weißeln. Ich schloss mich jungen Frauen an, die Schlamm aus den unteren Räumen in Schubkarren schippten und sich damit abwechselten, diese wegzufahren und auszukippen. Sie haben keine Ahnung, wie schwer eine Schubkarre mit Schlamm ist! Das Gute ist, man funktioniert nur und denkt nicht viel. Es war ein harmonisches Zusammenspiel. Eine Gruppe arbeitete ohne großes Tamtam und Konferenzgedöns Hand in Hand für eine Sache, von der wir alle glaubten, dass sie gut sei. Vielleicht hätten Maschinen schneller und effektiver gearbeitet, mag

sein. Aber ich bin mir ganz sicher, dass allein der Anblick der vielen Helfer den Menschen im Tal Hoffnung gemacht hat. Und Mut, nicht aufzugeben, weiterzumachen. Ein Paar aus Köln, beide über 70, schleppte und schippte unermüdlich. Der größere von beiden trug ein weißes Oberhemd, das auch am Ende des Tages auf wundersame Weise noch weiß war, was irgendwie etwas Tröstliches hatte.

Mir fiel auf, dass ich mich freute, wenn ein Raum „frei“ war. Wenn wir ihn besenrein hingekriegt hatten. Ich bin sonst nicht der Haushaltstyp. Aber das hier wirkte wie ein Neuanfang, ein Zukunftsglück. Es war ein so rundes Gefühl, wie man es wohl nur hat, wenn man etwas für andere tut. Ich weiß, dass das eine Binse ist. Aber man kann es nicht oft genug sagen, finde ich. Und noch etwas fiel mir auf: Ich taue nicht als Führungskraft. Eine junge Soldatin hatte gleich am Morgen mit sanfter Autorität das Kommando für uns übernommen. Deshalb lief alles. Na ja, fast alles. Der Knöchel war zwar nicht gebrochen, aber drei Bänder waren gerissen. ■

Illustration: Anje Jäger / Foto: Privat

IMPRESSUM

Herausgeber Culture Counts Foundation

Chefredaktion Uschi Entenmann
redaktion@mutmagazin.de

Gestaltung und Art Direktion Tom Schneider
tom@onlyfortomorrow.com

Druckvorstufe Dirk Wilde
art@dirk-wilde.com

Autoren Uschi Entenmann, Bernd Hauser, Jan Rübel, Carsten Stormer, Rike Uhlenkamp, Erdmann Wingert (alle Zeitenspiegel), Theresa Breuer, Olga Bubich, Sven Creutzmann, Holger Gertz, Emma John, Martin Mühlegg, Ulrike Posche, Axel Veiel, Miri Watson

Senior Editor Heiko Gebhardt

Textchef Erdmann Wingert

Fotografen Rainer Kwiotek, Christoph Püschner, Uli Reinhardt (alle Zeitenspiegel), Michael Penner, Peter Thomann

Titelfotos Rainer Kwiotek

Illustrationen Harry Hayson, Anje Jäger

Bildredaktion Christoph Püschner (Zeitenspiegel)

Schlussredaktion Sigrid Krügel (Zeitenspiegel), Frauke Meyer

Berater Anton Hunger

Druck Burda Druck GmbH
Hauptstraße 130, 77652 Offenburg

Auflage 800.000 Exemplare

Anzeigen Uli Kopp, anzeigen@mutmagazin.de

Anschrift Culture Counts Foundation gGmbH
Schafgasse 31, 71384 Weinstadt
redaktion@mutmagazin.de, Telefon 071 51-96 46 0
www.mutmagazin.de

Spendenkonto Culture Counts Foundation gGmbH
Volksbank Stuttgart
IBAN DE83 6009 0100 0349 5120 00, BIC VOBADES

Medienpartner

SÜDWEST PRESSE

Badische  Zeitung

 SÄCHSISCHE
ZEITUNG

Frankfurter Rundschau

Ibbenbürener Volkszeitung

Elbe-Jeetzel-Zeitung

Mündener Tageblatt

Pforzheimer Zeitung

WAIBLINGER
KREISZEITUNG

Winnender
Zeitung

SCHORNDORFER
NACHRICHTEN

WELZHEIMER
ZEITUNG

 Wendlinger Zeitung

 Wendlinger Zeitung

Gießener Anzeiger

Kreis-Anzeiger Usinger Anzeiger

Frankfurter
Neue Presse
Taunus  Zeitung  Kreisblatt

Gießener Allgemeine
Alsfelder Allgemeine Wetterauer Zeitung

Unterstützer

BurdaDruck

DIE
WIEDEKING
STIFTUNG

Zeitenspiegel
Reportagen

BAUWENDE – ABER RICHTIG!

Drees & Sommer – Ihr innovativer
Partner für Infrastruktur, Bau- und
Immobilienvorhaben.

dreso.com **DREES &
SOMMER**



SIEMENS

Die Gestaltung der Zeitenwende ist eine Teamleistung

Wir sind leidenschaftliche Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten, Interessen und Bedürfnissen – vereint in einer außergewöhnlichen Mission: eine bessere Zukunft mithilfe von Technologien zu gestalten.

Gemeinsam leben wir eine Kultur, die den Mut fördert, anders zu denken und neue Wege zu gehen. In unseren Erfolgsstorys zeigen wir, welchen Beitrag wir gemeinsam für die Zukunft leisten können:

ausbildung.siemens.com/allesmitzukunft

**Create a better
#TomorrowWithUs**

Entdecke deine
Möglichkeiten!



Creator

